

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe.

São Paulo.

Vormals „Der Neue Hausfreund“

Brasilien.

Generalvertreter für Europa: Johannes Neider, Berlin SW. 29 Gneisenaustr. 87.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 58—58-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000, Ausland 20 Mark.
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft.

Nr. 31

São Paulo, 31. Januar 1908

III. Jahrg.

Kaisers Geburtstag.

Elne Festbetrachtung zum
27. Januar 1908.

Die höchste Pflicht des Herrschers ist, für die Erhaltung des Friedens zu sorgen.
Kaiser Wilhelm II.

Deutschland feiert heute den Geburtstag seines Kaisers.

Aber nicht nur in Deutschland, sondern überall da, wo auf dem weiten Erdenrund Deutsche wohnen und die deutsche Zunge klingt, wird der heutige Tag mit Jubel und Begeisterung gefeiert.

Kaisers Geburtstag ist das Nationalfest der Deutschen.

Nach dem deutsch-französischen Kriege hat sich ganz spontan diese allgemeine Kaiser-Geburtstagsfeier herausgebildet.

Wohl tauchten nach der Einigung Deutschlands Vorschläge zur Festsetzung eines anderen Tages für eine gemeinsame allgemeine deutsche Landes- und Volksfeier auf. Es fehlt Deutschland mit seiner mehr als tausendjährigen Geschichte ja nicht an Gedenktagen grosser und wichtiger Ereignisse. Man schlug u. a. den 2. September, den Sedantag, vor und hat auch einige Jahre hindurch versucht, in Schulen und Vereinen diesen Tag zu feiern; ebenso wurde wiederholt, auch neuerdings wieder, die Feier des 18. Januars in Vorschlag gebracht, als desjenigen Tages, an welchem 1871 im Spiegelsaale des Versailler Schlosses das Deutsche Reich proklamiert und der ehrwürdige König Wilhelm I. zum Deutschen Kaiser ausgerufen wurde, auch 1701 die Krönung des ersten Königs von Preussen, Friedrich I., in Königsberg stattgefunden hat.

Das deutsche Volk legte diese Vorschläge stillschweigend bei Seite und fährt fort mit wachsender Freudigkeit

seines Kaisers Geburtstag als höchstes und einziges deutsches Nationalfest zufeiern.

Und diese Feier wird fortbestehen, denn sie hat ihre Quelle in dem deutschen Volksgemüte und stellt eine schöne und sinnige Doppelfeier dar.



Zunächst tritt sie als Festesfeier des Geburtstages des Obersten Kriegs-, Schutz- und Schirmherrns des Deutschen Reiches, des Obersten Vertreters der deutschen Nation auf, dem das Volk den Ausdruck seiner Liebe und Verehrung an diesem seinem Ehrentage darbringen und kundtun will.

Sodann aber ist sie ein Dankesfest, denn ein Zug tiefster Dankbarkeit geht seit 1870 durch alle deutschen Herzen und weht auch durch diese Feier, der Dankbarkeit gegen das herrliche Fürstenhaus der Hohenzollern, das Deutschland aus den Drangsalen und dem Elende der Zerrissenheit und Zersplitterung, der Uneinigkeit und der Bedeutungslosigkeit zu Einheit, Macht und Grösse, zu Ansehen

und Wohlstand geführt, das deutsche Nationalgefühl und Selbstbewusstsein wieder erweckt und unser Vaterland den übrigen Grossmächten der Welt ebenbürtig an die Seite gestellt hat.

Deshalb verschwindet bei diesem Feste auch aller und jeder Partikularismus. Da giebt es keine Bayern, Schwaben, Hessen, Thüringer, Preussen usw., da giebt es nur *Deutsche*, die ein durchaus deutsches, *ihr Nationalfest* feiern.

Wir aber, die gegenwärtig lebende Generation, haben diesem schönen Gefühle noch ein neues, beglückendes hinzuzufügen, das ebenso tief in den Herzen des deutschen Volkes seine Wurzeln geschlagen hat, wie jenes:

Das Gefühl des Dankes für die Erhaltung des Friedens und seiner Segnungen.

Kaiser Wilhelm II. wird heute 49 Jahre alt und tritt nunmehr in sein fünfzigstes Lebensjahr ein.

Er steht also auf der Höhe des Lebens.

In wenigen Monaten, am 15. Juni, vollendet er sein *zwanzigstes* Regierungsjahr.

Als derselbe nach dem kurz nacheinander erfolgten Hinscheiden seines grossen und siegreichen Grossvaters des Kaisers Wilhelm I. (9. März 1888) und seines heldenhaften und allbeliebten Vaters des Kaisers Friedrich III. (15. Juni 1888) auf den Deutschen Kaiserthron berufen wurde, da drängten sich Bedenken und Besorgnisse mancherlei Art vor, man hielt den Kaiser für zu jung, ohne zu bedenken, dass eine ganze Reihe seiner Vorfahren in jüngeren Jahren wie er auf den Thron gekommen waren, darunter zwei, denen die Geschichte das Prädikat «der Grosse» beigelegt hat: Friedrich II., der Grosse, mit 28, und Friedrich Wilhelm, der Grosse Kurfürst, gar schon mit 20 Jahren. Ferner hielt man den Kaiser

für ehrgeizig und raschen Blutes und glaubte, die grossen Erfolge seiner nächsten Vorfahren würden ihn nicht ruhen lassen, er werde ebenfalls nach Schlachtenruhm und kriegerischen Lorbeeren streben und dadurch im Ueber-schäumen der Jugendkraft und mit einer so gewaltigen Kriegsmacht zur Verfügung, wie die das Deutsche Reich besitzt, möglicherweise alles wieder in Gefahr bringen, was durch die schweren Kämpfe und Opfer der letzten erfolgreichen Kriege unter Kaiser Wilhelm I. errungen und erreicht worden sei, vielleicht sogar das in seiner Organisation und in seinen Einrichtungen kaum vollendete geeinte Reich wieder in Frage stellen.

Man hatte sich schwer getäuscht.

Es waren nur Besorgnisse, wie sie fast immer Nachfolgern von aussergewöhnlich grossen, geistesmächtigen und erfolgreichen Männern gegenüber, meistens ohne Grund, laut zu werden pflegen.

Schon in seiner ersten Proklamation nach seinem Regierungsantritt, in der Ansprache «An Mein Volk» vom 18. Juni 1888 hat der jugendliche Herrscher sein Kaiserwort: — «die glorreichen Errungenschaften zu wahren, mit denen Gott uns im Kampfe um unsere Unabhängigkeit gesegnet hat, ist unsere heiligste Pflicht» — für die Erhaltung des Reiches eingesetzt, zugleich aber auch beteuert: «Ich will Frömmigkeit und Gottesfurcht pflegen, den Frieden schützen.»

In Ansprachen, die er sodann bei verschiedenen weiteren Gelegenheiten hielt, wiederholte und erweiterte er diese letztere Beteuerung und legte klarer seine Absichten dar, wie in dem Ausspruche: «In der auswärtigen Politik bin ich entschlossen Frieden zu halten mit jedermann, so viel an mir liegt.» Und endlich am 21. April 1890 legte er sich selbst in einer in Bremen gehaltenen Rede die Erhaltung des Friedens als höchste Pflicht auf, indem er den als Motto über dieser Festbetrachtung stehenden Ausspruch tat: «Die höchste Pflicht des Herrschers ist, für die Erhaltung des Friedens zu sorgen!»

Die Erhaltung des Friedens!

Was liegt nicht alles in diesen vier Worten!?

Die Sicherheit, die Freiheit, das Gedeihen, das Glück und das Wohlsein eines ganzen Landes, eines ganzen Volkes!

Freudig und fröhlich arbeitet im Schatten des Friedens ein ganzes Volk, es fühlt sich frei und gesichert, es weiss, die Frucht seiner Arbeit gehört ihm, jeder arbeitet für sich und die Seinen, er kann sich ungestört bewegen und seine Kräfte entwickeln. «Tausend fleiss'ge Hände regen, helfen sich in munterm Bund, und in feurigem Bewegen

werden alle Kräfte kund. Meister rührt sich und Geselle in der Freiheit heil'gem Schutz; jeder freut sich seiner Stelle, bietet dem Verächter Trutz.» So schildert Schiller den Friedenszustand in seinem schönen Liede von der Glocke.

Ja, die Segnungen des Friedens sind kostbare und herrliche Güter, deshalb lässt auch Schiller der vorstehenden freundlichen Schilderung die innige Bitte folgen: «Holder Friede, süsse Eintracht, weilet, weilet freundlich über dieser Stadt! Möge nie der Tag erscheinen, wo des rauhen Krieges Horden dieses stille Tal durchtoben, wo der Himmel, den des Abends sanfte Röte lieblich malt, von der Dörfer, von der Städte wildem Brande schrecklich strahlt!»

O, wie oft, wie oft haben des rauhen Krieges wilde Horden die stillen Täler Deutschlands durchtobt, wie oft hat der Abendhimmel in Deutschland von dem wilden Brande der Dörfer und Städte schrecklich gestrahlt. Fremde Kriegerhorden, Russen, Ungarn, Schweden, Dänen, Franzosen tummelten ihre Rosse auf deutscher Erde, zerstampften die Saaten, zertraten die Felder, zerstörten Städte und Dörfer und misshandelten und schändeten die Bevölkerung.

Um den grossen Segen der Errungenschaften, welche das Fürstenhaus Hohenzollern für Deutschland erkämpft hat, und der zwanzigjährigen Friedensarbeit unseres Kaisers besser würdigen zu können, dürfte es nicht überflüssig sein, gerade heute einige kurze Rückblicke in die Vergangenheit Deutschlands zu tun und etliche der Drangsale hervorzuheben, die unsere Vorfahren infolge ihrer Zersplitterung und ihrer Machtlosigkeit erleiden mussten.

Wer erinnert sich aus seinen Geschichtsstudien nicht der kläglichen Zustände während des dreissigjährigen Krieges (1618-1648)? Wer erinnert sich u. a. nicht, um von Hunderten nur eine der schrecklichen Begebenheiten dieses Krieges hervorzuheben, der furchtbaren Zerstörung Magdeburgs durch die wilden Horden Tilly's am 10.—12. Mai 1631, die innerhalb dieser drei Tage fast die ganze Stadt durch Feuer und Schwert zerstört, nach allen Schätzungen 25—30.000 Menschen hingeschlachtet haben und zum Spotte dieses grauenhaften Blutbades die «Magdeburgische Hochzeit» nannten? Eine grosse Anzahl von Frauen und Jungfrauen haben überdies ihren Tod in den Wellen der Elbe gesucht oder gefunden, um der Schändung durch die rohe Soldateska zu entgehen.

Wer erinnert sich nicht an die Greuelthaten der Franzosen gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in der Pfalz, als 1689 Ludwig XIV., der roi soleil, wie ihn seine Schmeichler nannten, nach-

dem er kurz vorher im tiefsten Frieden Strassburg überfallen und seinem Reiche einverleibt hatte, ohne begründete Veranlassung Krieg gegen Deutschland begann und unter dem Vorgeben, er müsse seine Grenze durch ein wüstes Land schützen, welches dem Feinde keine Zuflucht gewähre, die Pfalz, das jetzige Rheinbayern, Rheinhessen, die Bergstrasse und die Gegend am untern Neckar in grausamster Weise verheeren liess. Die Franzosen überfielen die wehrlosen Städte, zerstörten die festen Schlösser und alle grösseren Gebäude (u. a. auch die Burg Königstein im Taunus und das Heidelberger Schloss) und brannten die Wohnhäuser nieder. Selbst wenn die Bürger sich durch Hingabe alles baaren Vermögens von dem Brande glaubten losgekauft zu haben, kam der fürchterliche Befehl zum Anzünden doch nach. So ging es in Worms und Speyer, wo die Einwohner mitten im Winter flüchten mussten, nur um das nackte Leben zu retten.

Wer erinnert sich nicht an den siebenjährigen Krieg (1756—1763), in dem Friedrich der Grosse gegen Halb Europa im Kampfe stand und in dem sich wiederum Fremde in deutsche Angelegenheiten einmischten, Schweden, Russen, Franzosen in Deutschland einfielen, das Land zum Teil verwüsteten und Tod und Verderben überall verbreiteten, wo sie hinkamen, in der allerdings vergeblichen Absicht, das damals noch kleine aber mächtig aufstrebende Preussen zu vernichten, aus Furcht, dasselbe könnte sich an die Spitze Deutschlands stellen und dieses zur Einheit führen.

Wer erinnert sich nicht an die Kämpfe und an das Elend, welche Napoleon I. am Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts über Deutschland gebracht hat, die Schiller bei der damaligen Jahrhundertwende zu dem Schmerzensausrufe veranlassten: «Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort? Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden, und das neue öffnet sich mit Mord!» Und wie ist dieser Eroberer mit den deutschen Fürsten umgesprungen, mit welcher Missachtung, mit welchem Hohn hat er sie behandelt! Wie hat er getrachtet, Deutschland noch mehr zu zersplittern und noch ohnmächtiger zu machen. Die jungen kräftigen deutschen Männer wurden ausgehoben und in die französischen Heeresmassen eingereiht.

So hausten die Fremden in Deutschland, und das mussten sich die Deutschen gefallen lassen.

Und war der letzte Krieg 1870—1871 nicht abermals ein frevelhafter Versuch in das Selbstbestimmungsrecht

Deutschlands einzugreifen, dasselbe an der Erlangung seiner Einheit zu hindern und es zurückzuschleudern in das Elend der Zersplitterung und der Uneinigkeit, das es Jahrhunderte hindurch hatte tragen müssen?! —

Gottlob! Diese schmachvollen Zeiten sind in Deutschland für immer vorüber.

Das Deutsche Reich und seine Einheit sind fest gefügt. Was unter Kaiser Wilhelm I. in heissem Ringen erkämpft und errichtet wurde, das hat Kaiser Wilhelm II. in zwanzigjähriger, energischer und ununterbrochener friedlicher Arbeit gefestigt und gestärkt und heute würde kaum irgend ein Feind es wagen, Deutschland anzugreifen, es würde ihm voraussichtlich übel bekommen.

«Ich habe das Gefühl», sagte der Kaiser in Königsberg am 16. Mai 1890, «dass denjenigen, die den Frieden umzustossen wagen sollten, eine Lehre nicht erspart bleiben wird, welche sie in hundert Jahren nicht vergessen werden.»

Dieses Gefühl ihres Kaisers teilen alle Deutschen, denn sie wissen, dass der hohe Herr nicht nur friedliebend, sondern auch stets gerüstet ist, das Pulver trocken und das Schwert geschliffen hält, um jeden Versuch, unseren Frieden zu stören, im Keime zu ersticken. Er vergisst es keinen Augenblick, dass zur Erhaltung des Friedens der gute Wille allein nicht genügt, dass dazu eine grosse Macht, ein immer schlagfertiges wohlgerüstetes Heer erforderlich ist und er sorgt dafür, dass die deutsche Kriegsmacht stets zur Abwehr bereit und tüchtig ist.

Und im Bewusstsein dieser Sicherheit, im Bewusstsein, dass sein Kaiser den Willen und die Macht hat, eine ernste Störung seines Friedens zu verhindern, hat sich das deutsche Volk in diesen zwanzig Jahren in einer Weise entwickelt, welche das Staunen der Welt hervorruft.

Gewerbe und Industrie, Handel und Schifffahrt sind aufgeblüht, wie es zuvor nie möglich gewesen wäre und wie man es sich noch vor dreissig Jahren kaum hätte vorstellen können. Hunderte und aber Hunderte von deutschen Schiffen, grosse und kleine, durchqueren die Meere und tragen die Produkte der deutschen Arbeit und des deutschen Fleisses in die entferntesten Länder des Erdballs, bringen von dort Rohstoffe und andere Produkte zurück und führen so Deutschland im friedlichen Verkehr mit anderen Völkern Nutzen und Gewinn zu, die ihm Gedeihen und Wohlstand sichern. Sie alle bewegen sich überall in voller Sicherheit, ja, es herrscht an Bord dieser Schiffe immer ein fröhliches Leben und Treiben, wo sie sich auch befinden

mögen. Sie wissen es ja alle unser Kaiser hält unausgesetzt Wacht, auch über ihnen!

Vor Jahren hat er es schon ausgesprochen: «Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.» Und um auch diese Zukunft fördern, diesen die Meere bevölkernden deutschen Schiffen Schutz bieten, auch ihnen den Frieden erhalten und ihnen Sicherheit für ihre allseitig nutzbringende Arbeit gewähren zu können, schuf er eine Achtung gebietende Flotte und erweitert und ergänzt dieselbe fortgesetzt.

Durch diese Seewehr ist auch die Möglichkeit geboten, den Deutschen in den fernsten Ländern, insbesondere auch den deutschen Kaufleuten und Importeuren, den eigentlichen Pionieren des Deutschtums im Auslande und Mitarbeitern am Wohlstande des Vaterlandes, auch hier in Brasilien, Schutz zu gewähren, damit auch sie in Sicherheit und Frieden ihrer Arbeit obliegen und den Ertrag derselben in Ruhe geniessen können.

Freilich schien es während der zwei Jahrzehnte der segensreichen Regierung unseres Kaisers wiederholt, insbesondere in jüngstvergangener Zeit, als sei ein Umgehen des Friedensbruches nicht mehr möglich, als müsse es zum Kampfe kommen. Aber wie ein Fels in wilder Meeresbrandung stand der Kaiser fest und verfolgte zielbewusst seine selbstgewählte Friedensbahn, ohne sich und seiner hohen Stellung etwas zu vergeben. Und an diesem Felsen zerschellten die wilden Wogen der Leidenschaft des Hasses und des Neides gegen Deutschland und lösten sich in Schaum auf, um den milden, wohlthätigen Strahlen der Sonne des Friedens und der Eintracht zum Heile der betreffenden Völker wieder Platz zu machen.

Die Erhaltung des Friedens, friedliche Errungenschaften, das Wohl seines Volkes liegen dem Kaiser mehr am Herzen, als Waffenruhm und Siegespalmen und so wird er auch, seinem Aussprüche: «Mein höchster Lohn ist, Tag und Nacht für mein Volk und sein Wohl zu arbeiten» getreu, hoffentlich noch lange Jahre ein Fürst des Friedens und ein Förderer alles Guten und Edlen bleiben.

Er hat sich dadurch den Dank und die Verehrung des ganzen deutschen Volkes und jedes einzelnen Deutschen erworben. Und dieser wohlverdiente Dank, die Liebe und Anerkennung aller Deutschen, wo sie auch weilen mögen, lohnen ihm sein mannhaft treues Festhalten an dem von ihm ausgesprochenen Grundsatz: «Mein Leben und meine Kraft gehören meinem Volke,» nachdem er unentwegt seinem Volke und seinem Lande den Frieden erhalten hat und weiter erhalten wird.

Aus diesen Gründen feiern die Deutschen, wo sie auch weilen mögen, in tiefster Dankbarkeit und Ehrfurcht den Geburtstag ihres Kaisers als ihr höchstes Nationalfest.

Aber auch nichtdeutsche Völker verehren und preisen unsern Kaiser als Hort des Friedens und Beschützer und Förderer der Wohlfahrt der Völker. Noch im November vorigen Jahres hat sich bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kaisers in England die gesamte ernste englische Presse rückhaltlos in diesem Sinne ausgesprochen. Ebenso auch bei dem Besuche des Kaisers in Holland am 13. Dezember v. J. die holländische. Von dieser letzteren hob der «Nieuwe Courant» im Haag besonders hervor: «Es ist wohl niemand aufzuweisen, der in dieser Hinsicht (in der Erhaltung des Friedens) so viel vermocht hat, und das ist umso anerkennenswerter, weil dem mit 29 Jahren zur Regierung gekommenen Herrscher die Siegespalmen seines Grossvaters doch wohl als ein sehr begehrenswerter Besitz erschienen sein müssen. Auch jetzt kehrt Kaiser Wilhelm zurück von einer Friedensarbeit, wie er aus dem lebendigen Bewusstsein seiner Verantwortlichkeit heraus schon so manche leistete.»

Und das Amsterdamer «Allgemeen Handelsb.» schreibt nach einem ehrfurchtsvollen Willkommensgruss: «Mit ritterlicher Treue ist er seinem Versprechen nachgekommen, das er bei der Thronbesteigung ausgesprochen hat: er lebe seinem Volke und seiner Arbeit!» Das Blatt erinnert sodann an die Furcht, dass der Kaiser einst ein Kaiser des Kriegs werden würde, die in so herrlicher Weise beschämt worden sei.

Wie weit diese allgemeine Verehrung und die Liebe des eigenen Volkes reicht, unser Kaiser wird es auch heute wieder mit inniger Genugtuung und Herzensfreude erfahren, denn es wird wohl kaum einen Ort auf der ganzen Erde geben, in dem Deutsche leben, wo nicht mit aufrichtigem Danke und den herzlichsten Segenswünschen für ihn und sein Haus sein Geburtstag gefeiert wird.

Und so wollen auch wir uns zur Feier dieses schönen Tages, mit der herzlichen Bitte an den Lenker der Geschichte um fernere Erhaltung des kostbaren Lebens unseres Kaisers noch für viele Jahre, mit allen unseren Landsleuten daheim und in der Fremde in dem Rufe vereinigen: Kaiser Wilhelm II., der edle Friedensfürst auf Deutschlands lichtigem Kaiserthron:

Hurra! Hurra! Hurra!



Die Flotte des Norddeutschen Lloyd Ende 1907.

Die Flotte des Norddeutschen Lloyd hat im Jahre 1907 einen ganz erheblichen Zuwachs an grossen modernen Schiffen, die teils dem Passagier- und Frachtdienst, teils dem Frachtverkehr allein dienen, erhalten. Nicht weniger als zehn Dampfer, von denen drei, und zwar die Reichspostdampfer «Kleist» und «Goeben», sowie der grosse Schnelldampfer «Kronprinzessin Cecilie» noch im Jahre 1906 vom Stapel gelaufen sind, haben ihre Probefahrten absolviert und sind vom Norddeutschen Lloyd übernommen worden. Von diesen Schiffen sind eingestellt Dampfer «Teo Pao» in die chinesische Küstenfahrt des Norddeutschen Lloyd, Dampfer «Schlesien» in die La Plata Linie, Dampfer «Kleist» in die ostasiatische Reichspostdampferlinie, Dampfer «Chiengmai» in die chinesische Küstenfahrt, Dampfer «Goeben» in die ostasiatische Reichspostdampferlinie, Dampfer «Kronprinzessin Cecilie» in die Bremen—Newyorker Schnelldampferlinie, Dampfer «Göttingen», «Greifswald» und «Gotha» in die La Plata Linie, Dampfer «Patani» in die chinesische Küstenfahrt. Diese zehn Dampfer besitzen zusammen einen Raumgehalt von 65.000 Brutt-Reg.-Tons und eine Maschinenstärke von zusammen 72.100 Pferdekräften.

Vom Stapel gelaufen sind im Jahre 1907 elf Dampfer, und zwar «Schlesien», «Teo Pao», «Chiengmai», «Göttingen», «Patani», «Greifswald», «Gotha», «Prinz Friedrich Wilhelm», «Derflinger», «Giesen» und «Lützow», deren Bruttotonnage sich auf zusammen 69.300 Br.-R.-T. beläuft, während die Maschinen eine Gesamtstärke von 44.500 Pferdekräften erhalten. Im Bau sind von diesen Schiffen noch die Dampfer «Prinz Friedrich Wilhelm», «Derflinger», «Giesen» und «Lützow». Auf dem Helgen befinden sich noch der grosse Dampfer «George Washington» auf der Werft des Stettiner Vulkan in Bredow bei Stettin, dessen Raumgehalt etwa 27.000 Brutto-Reg.-Tons betragen soll, und bei der Aktien-Gesellschaft «Weser» in Bremen ein Dampfer, der mit 17.000 Br.-R.-T. etwas grösser wird, als der Dampfer «Prinz Friedrich Wilhelm».

Mit den im Bau befindlichen Schiffen zählt die Flotte des Norddeutschen Lloyd z. Zt. 93 in grosser Fahrt beschäftigte Dampfer mit einem Gesamt-raumgehalt von 656.602 Brutto-Register-Tons und einer Maschinenstärke von zusammen 543.050 Pferdekräften. Dazu kommen 51 Dampfer der indisch-chinesischen Küstenfahrt mit 75.220 Br.-R.-T. und 45.540 Pferdekräften, sowie 57 Flussdampfer mit ca. 6500 Br.-R.-T. und 12.200 Pferdekräften. Insgesamt ver-

fügt der Norddeutsche Lloyd demnach 201 Dampfer mit zusammen etwa 738.300 B.-R.-T. Raumgehalt und rund 600.800 Pferdekräften, sowie über zwei Schulschiffe mit zusammen 5800 B.-R.-T., sowie etwa 200 Leichterfahrzeuge und Kohlenprähme mit zusammen etwa 48.700 B.-R.-T. Die Gesamttonnage der Flotte des Norddeutschen Lloyd stellt sich demnach auf 792.800 B.-R.-T.

São Paulo.

23. Januar 1908.

— «A Gazeta» von gestern greift unsere allerdings sehr kostspielige Brasilien-Propaganda in Europa, insbesondere deren Chef Paula Ramos an und sagt, dass Dr. Rodrigues Alves durch seine unbezahlte Tätigkeit in unserem Landesinteresse mehr geleistet habe, als die vielgliedrige Kommission. — Wir billigen durchaus den oppositionellen Standpunkt des Blattes dem grossen Apparat gegenüber, der geschaffen wurde, um unsere Vorzüge in der alten Welt ins rechte Licht zu setzen. Man hätte das erstrebte Ziel durch einige gewandte und weltkundige Propagandisten, die mit Feder, Tinte und guten, an sich schon wahrheitsgetreuen photographischen Aufnahmen zu wirken verstehen und mit dem wirklichen Volk in Verbindung kommen, unserer Ansicht nach, besser, billiger und schneller erreicht. Vielleicht hätte auch eine Unterstützung der in Brasilien erscheinenden fremdsprachlichen Presse — wir können uns diese Offenheit gestatten, weil wir aus Ueberzeugung stets für die Einwanderung nach Brasilien als dem Lande der Zukunft unter gewissen Voraussetzungen eingetreten sind — dem Propagandazwecke mehr gedient, als die hohe Auszeichnung und, wie man sagt, klingende Vorausbelohnung ausländischer Koryphäen für Gegenleistungen, die sie uns zum grossen Teil noch schuldig geblieben sind und schuldig bleiben werden, weil sie, der beste Wille vorausgesetzt, eben auf die Massen der Bevölkerung, aus denen wir einen erwünschten Zuzug zu erwarten haben könnten, einen nur geringen oder gar keinen Einfluss haben. Die Propaganda-Kommissions-Mitglieder sind nun gleichfalls Männer von hoher Bildung, welche in erster Linie in den ihrem Geschmack entsprechenden Kreisen wirken und, wie wir hoffen, auch Eindruck machen werden. Aber eben aus dem Milieu heraus, das logischerweise sie umgeben wird, lassen sich nicht die Elemente werben, deren wir hauptsächlich bedürfen. Der Bauer sieht in unseren Propaganda-Vertretern den Salonlöwen, nach seiner groben Auffassung Zierpuppen unseres Landes. Er hat ja damit Unrecht, aber ehe sich die richtige Erkenntnis Bahn gebrochen hat, werden wahrscheinlich nicht nur teure

Monate, sondern kostspielige Jahre verstrichen sein. Wenn sich dieses Resultat ergibt — wir würden uns aufrichtig freuen, wenn die Tatsachen uns Lügen strafen — so ist aber dafür zunächst kaum die Propaganda-Kommission verantwortlich zu machen; die Schuld trifft vielmehr diejenigen, welche sie schufen. Im Uebrigen hat «A Gazeta» nicht Recht, schon heute ein Urteil über die Leistungen dieser Kommission zu fällen, und auch der Vergleich mit dem Ex-Bundespräsidenten hinkt. Dr. Rodrigues Alves steht vor dem Abschluss eines langen, sehr langen Aufenthaltes in Europa und hat, dank seiner früheren hohen Stellung, es leicht hab, für uns erspriesslich zu wirken. Dass er es getan und mit Erfolg getan, verdient uneingeschränkte Anerkennung. Die Propaganda-Kommission ist aber erst kürzlich in Europa angekommen und steht im Anfangsstadium ihrer Tätigkeit. Resultate kann man höchstens an der Börse im Handumdrehen erzielen. Die Früchte, die wir vielleicht pflücken können, werden ja reichlich teuer sein. Aber vorläufig muss man sie doch erst reifen lassen, um beurteilen zu können, welcher Art die Gärtnerarbeit war. «Veni, vidi, vici» konnte nur ein Cäsar sagen.

— Japan wird, wie verlautet, ein starkes Besuchsgeschwader nach Brasilien schicken. Das war zu erwarten. Vielleicht begegnen sich die feindlichen Brüder so ganz zufälligerweise unterwegs.

— Die hiesigen Banken wiesen am 31. Dezember in ihren Bilanzen folgende Saldos auf: Brasilianische Bank für Deutschland 5088, Banco Commercio e Industria 23.128, Banco de S. Paulo 5148, London and Brazilian Bank 5320, British Bank 1401, River Plate Bank 1695 und Banco Italiano del Brasile 857 Contos.

— Der Wert des Imports Brasiliens vom 1. Januar bis 30. November des abgelaufenen Jahres bezifferte sich auf 583.333:895\$ gegen 437.819:546\$ in der gleichen Periode des Vorjahres und . . . 399.686:225\$ in 1905. Der Export erreichte in den gleichen Perioden der Jahre 1907 den Wert von 803.486:521\$, 1906 715.0732:535\$ und 1906 623.896:933\$.

— Der auf einer Polizeistreife mit einem Sergeanten und 15 Mann im Inneren des Staates befindliche Alferes João Antonio de Oliveira nahm in Itapúa zahlreiches Mordgesindel, Pferdediebe und andere Verbrecher fest. Die Gefangenen wurden in die Cadeia von Baurú eingeliefert.

— Die Hutfabrik Villela & Comp., Rua Rego Freitas, welche bekanntlich ihre streikenden Arbeiter, weil dieselben von der Forderung des achtstündigen Arbeitstages nicht abstehen wollten, ent-

liess, soll von Rio neue Arbeitskräfte bezogen haben. Die Ausständigen wollen, wie wir hören, nunmehr eine Hutfabrik auf eigene Rechnung gründen.

— Der General-Inspektor des Unterrichts wesens, Herr João Lourenço Rodrigues, soll, wie verschiedentlich versichert wird, dem Sekretär des Inneren sein Demissionsgesuch eingereicht haben. An amtlicher Stelle wird dies bestritten.

— Dr. Arthur Motta hat es als Direktor der Wasserversorgungs-Abteilung des Ackerbausekretariats verstanden, vielen Missbräuchen, insbesondere der betrügerischen Wasserentnahme durch skrupellose oder unberechtigte Konsumenten, wirksam vorzubeugen. Die Folge war für das erste Jahr seiner Administration ein Mehrertrag von ca. 300 Contos für den Staatshetel, der solch' kleine Auffrischungen stets gut zu vertragen pflegt.

Personalmeldungen. In London starb im hohen Alter von 93 Jahren Herr Charles Edward Johnston, Chef des Hauses E. Johnston & Comp., einer der ältesten und hekanntesten Handelsfirmen unseres Staates. Möge ihm die Erde leicht sein!

— Die Reformen im Diözesan-Gymnasium, die zur Entlassung zahlreicher Lehrkräfte führten, haben anscheinend mehr böses Blut gemacht, als man an interessierter Stelle zugeben möchte. Vorgestern versammelten sich bisherige Lehrer der Anstalt und heschlossen, beim Bischof dahin vorstellig zu werden, dass das ihnen nach ihrer Auffassung rechtmässig zustehende Gehalt ausgezahlt werde, sowie die Gründung eines Mustergymnasiums für S. Paulo ins Auge zu fassen. Die Eltern zahlreicher Zöglinge des Diözesan-Gymnasiums sollen geneigt sein, ihre Kinder dem geplanten neuen Unterrichtsinstitut anzuvertrauen.

— Von heute ab zahlt die Companhia Paulista in ihrem Zentralbureau die Dividende von 10 Prozent oder 10\$ pro Aktie für das zweite Halbjahr 1907 aus.

— Das Kabel weiss aus Berlin und dem übrigen Preussen über allerhand blutige Konflikte zwischen Polizei und Arbeiterschaft zu berichten. Die offensibaren Unrichtigkeiten, von denen diese Drahtmeldungen, die vielfach aus recht verdächtiger Quelle — siehe die deutsch-fresserische «Agence Havas» — fliessen, lassen darauf schliessen, dass man es zum Mindesten wieder einmal mit groben Entstellungen des wahren Tatbestandes und mit frisch-fröhlichen Uehertreibungen zu tun hat. Immerhin sind wir es unseren Lesern schuldig, ihnen von den vorliegenden Telegrammen Kenntnis zu geben. Für die Richtigkeit ihres Inhalts übernehmen wir aber auch nicht die geringste Garantie. Das fluminenser «Jornal do Commercio» lässt sich unter dem 21. d. Mts. aus Berlin kabeln: Die Sozialisten hielten im Norden und Süden der Stadt neun Versammlungen ab, zu denen 12.000

beschäftigungslose Arbeiter erschienen. Die sozialdemokratischen Redner, besonders Singer und Zubeil, hielten Ansprachen und es wurde beschlossen, von der Regierung den sofortigen Bau billiger Arbeiterwohnungen, die Aufhebung der Lebensmittelzölle u. s. w. zu fordern. Starke mit Revolvern bewaffnete Polizeiabteilungen patrouillierten die Nachbarschaft der Versammlungslokale ab und mussten schliesslich die Manifestanten zerstreuen, ohne dass diese Widerstand leisteten. Trotzdem unternahm die Polizei eine Attacke auf ein Gruppe von 300 Personen. Der Arbeiter Schiffbauerdamm (sollte es sich nicht um die bekannte Berliner Strasse dieses Namens handeln? D. R.) versicherte, dass für morgen grosse Kundgebungen vor dem Reichstagsgebäude geplant seien, wo die Sozialdemokraten gegen das preussische Wahlsystem protestieren würden. Die arisierte Polizei wird den Reichstag durch eine Postenkette abschliessen und bewachen. Der «Vorwärts» schätzt die Zahl der Arbeitslosen in Berlin auf 60.000 — Eine weitere Nachricht aus Berlin vom gleichen Datum: Als die Polizei bei der Manifestation der Arbeitslosen intervenierte, richtete sie den Arbeiter Schiffbauerdamm (?) derart zu, dass der ganze Bürgersteig der Strasse, in der er sich befand, blutbedeckt war. — Und aus Hannover wird unter dem 21. d. M. telegraphiert: Heute fand hier eine Versammlung von 600 Arbeitslosen statt. Die Manifestanten versuchten einen Offizier zu attackieren, der sich mit einem Säbel zur Wehr setzte und darauf mit Messern angegriffen wurde. Einer der Manifestanten wurde ernstlich verwundet.

— Die Deutsche Schule veranstaltet Montag, den 27. Januar, Vormittags 11 Uhr, im Schulhause, Rua Florencio de Abreu 19, anlässlich des Geburtstages Sr. Maj. des Deutschen Kaisers eine öffentliche Feier. Freunde der Anstalt sind herzlichst willkommen.

— Vor dem zuständigen Richter begann der Prozess gegen Brenno de Gusmão, Alfredo Moreira Guimarães und Maria Anna Becker, die mit gefälschten Papieren für die Maternidade, d. h. in Wahrheit für sich von wohlthätigen Mitbürgern Geld einzukassieren versuchten.

— Von einem schweren polizeilichen Missgriff weiss «Diario Popular» zu berichten, Danach wurden am vergangenen Sonnabend in Rua 15 de Novembro die beiden Spanier Mathias Carrasco und Francisco Alcaide, ehrbare Fabrikarbeiter aus Sorocaba, unter dem Verdacht der Gaunerei verhaftet und trotz denkbar bester Legitimationen bisher in der Polizeizentrale mit der Absicht festgehalten, sie zu prozessieren. Die Kollegin hat Recht, wenn sie in ihrer gestrigen Nummer die Aufmerksamkeit des Polizeisekretärs auf diesen Fall lenkt. Hoffentlich wird nun baldigst Remedur geschaffen.

Munizipien.

Santos. An Bord des deutschen Dampfers «Cap Verde» wurde kurz vor seiner Abfahrt der wegen eines unsittlichen Attentates verfolgte Benedicto Antonio Lopez verhaftet, der unter dem falschen Namen Joaquim de Carvalho der strafenden Justiz zu entinnen trachtete.

Bundeshauptstadt.

— Nachdem gestern Mittag 1 Uhr der Bundespräsident dem nordamerikanischen Geschwader noch einen Besuch abgestattet, lichtete dasselbe nach 1/2 4 Uhr die Anker und giog, geleitet von den brasilianischen Kriegsschiffen, dem deutschen Kreuzer «Bremen» und den Dampfern «Acre», «Saturno» und «Iris» nach dem Süden in See. Die Ausfahrt des Geschwaders bot wiederum ein herrliches Marineschauspiel, dem trotz des schlechten Wetters vom Ufer aus Tausende und Ahertausende als Zuschauer beiwohnten. Das Unwetter brach los, kurz ehe die nordamerikanischen Panzer sich zur Ausfahrt anschickten, und man sprach schon von einer Verschiebung der Abreise, als der Himmel sich wieder aufklärte. Auguren können also aus dieser Himmelslaune für die Weiterfahrt je nach Wunsch Glück oder Unglück prophezeien.

— Gesteru stolperte und fiel auf dem Largo da Lapa der Kutscher Francisco Ribeiro so unglücklich, dass ihm die Räder des eigenen Wagens über den Leib gingen. Er wurde schwer verletzt in die Santa Casa eingeliefert.

— Die Berufungsinstanz der Alfandega billigte die durch den Alfandegainspektor von Recife angeordnete Beschlagnahme von 200 Cementfässern, welche der Dampfer «Heidelberg» aus Antwerpen mitgebracht und von denen 51 Schmuck-sachen im Gesamtwert von 35.656\$523 als Kontrebande enthielten. Der Finanzminister wird dem betreffenden Inspektor von dem Beschluss mit dem Bemerken Kenntnis gehen, dass der Verkauf der Kontrebande in öffentlicher Auktion nicht im Einklang mit den bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen stand.

— Dr. Oswaldo Cruz, der Generaldirektor des öffentlichen Gesundheitswesens wird gelegentlich seiner Rückkehr von Europa durch ein Bankett im Monroe-Palast geehrt und gefeiert werden.

— Es verdient hervorgehoben zu werden, dass in den letzten Tagen, wo mehr als 15.000 nordamerikanische, deutsche und italienische Matrosen an Land weilten, trotz der herrschenden grossen Hitze auch nicht eine einzige Erkrankung epidemischen Charakters zu verzeichnen war. Das ist ein geradezu glänzendes Zeugnis für die günstigen sanitären Verhältnisse im modernen Rio.

— Das Hotel do Globo lieferte an Mannschaften des nordamerikanischen Geschwaders insgesamt 2800 Mahlzeiten. — Die Panzerschiffe nahmen 5000 Kilo Eis mit. Für 12.000 Dollars kaufte das Geschwader Früchte, darunter Abacaxis für 1500 Dollars.

Aus den Bundesstaaten.

Rio Grande do Sul. Der gesamte Hafenverkehr von Porto Alegre, soweit er überhaupt statistisch kontrolliert wird, bezifferte sich im Jahre 1907 auf 67.535 Personen gegen 71.645 im Jahre vorher. In 1906 kamen 35.037 Personen und gingen 32.696 (verbleibender Ueberschuss 2.341), in 1907 waren die entsprechenden Zahlen 32.669, 30.959 und 1710. Als Einwanderer sind bezeichnet: 1906 1305 1907 1146.

— In Porto Alegre hätten bald mehrere Wasserausflügler ihr Unternehmen mit dem Tod büssen müssen. Das Segelboot, auf welchem sich u. a. die Herren Wilhelm Lichtenherger, Angestellter der Brasilianischen Bank für Deutschland, Albert Westermann und Wilhelm Tenz befanden, schlug nämlich um und die Insassen konnten nur mit Mühe gerettet werden. Leider verloren die kühnen Segler bei der Gelegenheit ihre Uhren, Bösen und verschiedene Wäschestücke.

— In Lavras wurde der portugiesische Geschäftsmann Antonio José da Costa in einem verfallenen Hause von mehreren Individuen überfallen, die ihm den Hals abschnitten und ihn mit 8 Messerstichen schändlich verstümmelten. Der portugiesische Vizekonsul hat sich bereits des Falles angenommen.

— Aus ganz unbegründeter Furcht, von ihrem Lande vertrieben zu werden, erhängte sich in Caxias die 45-jährige Frau des Italieners Francisco Zonzoni.

— Aus Santa Maria erhielt die «D. Ztg.», Porto Alegre, folgende Zuschrift: «Wir möchten Ihnen mitteilen, dass die unterstehenden Weltwanderer in Kürze Porto Alegre passieren. Wir haben einen Kontrakt mit dem Jockey-Club in London geschlossen, in 8 Jahren die ganze Welt zu durchlaufen für eine gewisse Prämie in Konkurrenz mit 2 Franzosen und noch 2 Deutschen, welche 2 andere Linien geben. Momentan befinden wir uns 2 Jahre und 9 Monate auf der Reise und haben Europa von London bis Lissabon, Afrika von Aden bis Kapstadt und Amerika von Buenos Aires durch Argentinien, Uruguay bis Santa Maria in Rio Grande durchwandert. Unser Weg führt weiter über Porto Alegre nach S. Paulo, von dort durch Matto Grosso nach Pará, dann durch die Staaten von Zentralamerika nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Zweck unserer Reise ist nur ein sportlicher, nebenbei für uns auch ein geologischer; bei unserer Ankunft werden wir uns mit un-

seren Referenzen verschiedener Autoritäten und unseren Kontrollbüchern präsentieren. — Hinzufügen möchten wir noch, dass wir nicht Engländer, sondern (Transval-) Buren sind und zwar naturalisierte Deutsche. Achtungsvoll Eugen Kraus (stud. geog.), Theodor Reuter (stud. tech.)»

Schweizer-Brief.

(Original-Korrespondenz)

27. Dezember 1907.

Die Budgetberatung war diesmal in beiden Kammern der *Bundesversammlung* ohne besonders aufregende Momente, namentlich auch weil die Finanzlage jetzt so ausserordentlich günstig ist. Eine wichtigere Aenderung wurde nur beim Posten Arbeitersekretariat beantragt, und zwar Erhöhung der Subvention um 5000 Fr., von . . . 25.000 auf 30.000 Fr. Diese Zulage soll nur einmal erfolgen und ausschliesslich der Förderung wissenschaftlicher, vorwiegend statistischer Arbeiten dienen, die vom Bundesrat näher zu bezeichnen sind. Unter diesen Bedingungen erklärte sich der Bundesrat, der die Erhöhung der Subvention anfänglich bekämpft hatte, weil das Arbeitersekretariat es an Fleiss mangeln lasse, damit einverstanden.

Die wieder sehr umfangreichen Nachtragskredite per 1907 wurden genehmigt. Doch beklagten mehrere Mitglieder der Räte die seit 1904 ununterbrochene Zunahme dieser Kredite und rügten es besonders, dass die betreffenden Summen, wenn sie gefordert werden, bereits verausgabt sind, so dass sich die Bundesversammlung in der Zwangslage befindet, die Kredite ohne jeden Abstreich einfach bewilligen zu müssen. Ein solcher Zustand wird als ungesund empfunden. Dabei erfuhr auch die unzweckmässige Art, wie, besonders bei der Post und Telegraphenverwaltung gebaut wird, scharfe Kritik. Allen diesen Uebelständen versprach der Bundesrat abzuhelfen.

Wie der Ständerat, so erklärte sich auch der Nationalrat beim Budget der Bundesbahnen für den sofortigen Ausbau des 2. Simplon-Tunnels. Einige Redner erklärten den vertraglich dafür festgesetzten Betrag von 19,5 Millionen Franken für unzureichend. Es wurde auch daran erinnert, dass Favre, der Erbauer des Gotthardtunnels, wegen der strikten Aufrechterhaltung der Verträge zum armen Mann geworden ist. Aber auch dadurch liess sich der Rat nicht bestimmen, die Forderung des Ausbaues des zweiten Tunnels fallen zu lassen oder den Betrag zu erhöhen. Somit müssen nun die Unternehmer sehen, wie sie ihrer Verpflichtung ohne allzu grossen eigenen Schaden gerecht werden können.

Beide Räte nahmen Vormerk von dem Resultate der Volksabstimmung vom 3. November betr. Militärorganisation. Es wurde die Hoffnung ausgesprochen, dass bei der Durchführung des Gesetzes die vorgesehenen 5 Millionen Mehrkosten nicht überschritten werden. Inzwischen ist nun das Militärgesetz erschienen, das nur 3 Millionen Nahrungsgaben, also eine voraussichtliche Ersparnis von 2 Millionen, aufweist. Die Diskussion über dieses Budget ergab jedoch, dass die Berechnungen des Landesrates nicht als zuverlässig angesehen werden; die Ausarbeitung des Voranschlages war nach der Ansicht mancher Redner überstürzt, und infolgedessen dürften die verlangten Kredite kaum ausreichen. Ja, es heisst sogar, man müsse froh sein, wenn die ursprünglich vorgesehenen 5 Million. nicht noch überschritten werden.

Dem Bundesrat wurden Vorwürfe gemacht, namentlich weil er eine Vermehrung des Verwaltungspersonals für nötig hält. Im weiteren kam auch die angebliche Militärfeindlichkeit in Genf zur Sprache. Der Vertreter des Bundesrates gab die behaupteten antimilitaristischen Vorkommnisse zu. Zukünftig würde es empfehlenswert sein, den Soldaten den Besuch Genfs nur in Gruppen zu gestatten oder einige Militärkurse nach Genf zu verlegen; dazu müsste aber vorerst die Genfer Kaserne ausgebaut werden. Im Ständerat wurde zum Militärbudget gewünscht, es sollte dieser Voranschlag die Summe von 40 Millionen nie überschreiten. Auf eine so genau bestimmte Summe kann sich nun allerdings die Bundesversammlung nicht festlegen, ohne sich für alle Zukunft die Hände zu binden. Was die grosse Zahl der Neinsager zum neuen Wehrgesetz betrifft, so scheint sich der Bundesrat sowohl wie ein Teil der Bundesversammlung darüber ernste Gedanken gemacht zu haben. Einstimmig machte man Front gegen offenbare Schäden im Militärwesen, gegen Ueberanstrengung, chikanöse Behandlung der Mannschaft usw. Alle Ausschreitungen dieser Art sollen jetzt strenger bestraft werden, als bisher; taktlose Offiziere sind unnachsichtlich zu entfernen. Ferner soll bei der Abkommandierung von Offizieren zu fremden Armeen darauf gesehen werden, dass sie nicht fremde Allüren mit nach Hause bringen. Die alte republikanische Einfachheit müsse wiederkehren, dann werde auch die Misstimmung gegen das Militär verschwinden. Bundesrat Forrer betonte die Notwendigkeit der Bekämpfung des Antimilitarismus; dem Bundesrat liegen bereits bestimmte Anträge in dieser Richtung vor, über die jedoch vorderhand nichts Genauer bekannt gegeben wurde.

Im Nationalrat entspann sich eine sehr lange Debatte über die Konzession der Brienzseebahn. Während der Bundesrat Schmalspur beantragte, trat die Kommission, zum Teil aus militärischen Gründen, für die Normalspur ein. Dagegen wurde geltend gemacht, dass seinerzeit bei der Uebernahme des Bahnnetzes durch den Bund auch die ganze an die Brienzseebahn angeschlossene Brünigbahn in Normalspur umgebaut werden müsste, was 30 Mill. Franken Kosten verursachen würde. Schliesslich entschied sich der Rat für die Schmalspur. Auch der Ständerat hatte ein so langwieriges Eisenbahngeschäft, die Konzession einer Normalspur Sursee-Triengen und einer Schmalspur Schöftland-Sursee, zu behandeln; er entschied sich im Sinne der aargauischen Regierung für die Schmalspur. Bei solchen Eisenbahnfragen, die bloß die Interessen einzelner Landesgegenden berühren, wird oft mit einer Leidenschaft und Ausdauer gestritten, die einer bedeutenderen Sache würdig wären; auch bei diesen zwei nicht sehr weittragenden Konzessionsgeschäften war dies wieder in allzu reichlichem Masse der Fall.

Beide Räte ratifizierten ferner die Zusatzakte zur internationalen Zuckerkonvention, die am 28. August 1907 in Brüssel geschlossen wurde. Die Konvention hat den Zweck, die durch Ueberproduktion auf dem Zuckermarkt geschaffenen Uebelstände zu beseitigen.

Wie letztes Jahr, so wurden auch diesmal Teuerungszulagen im Gesamtbetrag von Fr. 2.500.000 für das Personal der Bundesbahnen bewilligt, mit dem Wunsche auf möglichst beschleunigte Revision des Besoldungsgesetzes. Man beklagte sich über das herausfordernde Verhalten der Eisenbahner in ihrer Presse und warnte davor, in der Bewilligung von Zulagen zu weit zu gehen, da dies auf die Angestellten von Kantonen, Gemeinden und Privaten von folgenscherem Einflusse sein würde. Aus diesem Grunde wurden die Zulagen, entgegen einem Erhöhungsantrag, in derselben Weise wie voriges Jahr bewilligt. Auch für die Bundesbeamten wurde eine Jahreszulage beschlossen; sie beträgt, auf ca. 20.000 Mann verteilt, total Fr. 1.750.000. Für dieses Personal ist ebenfalls ein Entwurf für Revision des Besoldungsgesetzes in Vorbereitung.

Da die Traktantenliste bis Weihnachten nicht erledigt werden konnte, beschlossen beide Räte, eine ausserordentliche Frühjahrsession abzuhalten, die am 30. März beginnen wird.

Die „Deutsche Zeitung“ wird in Santos und Rio in den Lesesälen der ein- und auslaufenden Dampfer stets ausgelegt, so dass selbst die kleinsten Inserate Aussicht auf eingehende Beachtung haben.

Aus aller Welt.

— Ueber Entenjagd in Cadinen entnehmen wir dem «Weidmann» folgendes: Der Gutsförster des Kaiserlichen Besitzes wohnt am Haff in so verborgener Einsamkeit, dass nur wenige Cadinenbesucher von ihm gehört haben. Ihm liegt u. a. der Abschuss der Wildenten ob. Er besitzt zu diesem Zwecke etwa 100 Lockenten, die so ausgezeichnet abgerichtet sind, dass sie auf seinen Ruf herbeieilen, auf sein Kommando tauchen und sich in die Büsche schlagen. Die Enten sind sehr zutraulich, wirft der Förster z. B. eine Handvoll Gerstenkörner ins Wasser, so taucht die ganze Schar wie auf einen Ruck unter und steht «Koppchen.» Ebenso gleichmässig schnell lenken sie aus dem Wasser zurück. Die Cadiner Wildentenjagd liefert reiche Beute. Im Jahre 1904 wurden von dem Hafförster 550 Stück geschossen. Allerdings ist die Wasserjagd mehrere Kilometer lang; sie reicht bis nach Tolkemit. Die Lockenten sind auf mehrere Reviere verteilt und gehen aus ihrem Revier nicht heraus.

— In Rom wurde eine neue Verbrechergesellschaft äholic der Kamorra, entdeckt, welche den Namen Cruzada führte und für eine Anzahl in der letzten Zeit ausgeführte Verbrechen verantwortlich gemacht wird. Die wichtigsten belastenden Dokumente wurden kurz nach der Verhaftung einiger Mitglieder aus dem Geldschrank des Gendarmeriehauptmanns Fabbroni gestohlen.

— Acht königliche Prinzen und Herzöge von China, darunter Prinz Puchuang und Herzog Tsi-Tao, sind ausersehen worden, durch einen längeren Aufenthalt in europäischen Ländern ihre Ausbildung zu vervollständigen. Die Regierung hat beschlossen, jedem Prinzen zu diesem Zwecke 50.000 Fr. im Jahr auszusetzen, den andern je nach Rang und Titel eine entsprechend geringere Summe. Nach Ablauf von drei Jahren sollen sie sich alle einer Prüfung unterziehen, und wenn sich herausstellt, dass sie in ihren Studien nicht die nötigen Fortschritte gemacht haben, so werden sie empfindlich bestraft werden.

— König Gustav V. von Schweden fährt in seinen Reformen rüstig fort; er hat nun auch das pomphafte Ceremoniell bei der Eröffnung des Parlaments abgeschafft.

— Auf Sachalin sind die Japaner eifrig daran, die Insel zu zivilisieren und die reichen Schätze derselben auszubeuten. Schulen werden errichtet und Bahnen gebaut. Ueber 20.000 Japaner haben sich dort schon niedergelassen. Welcher Unterschied gegen die russische Misswirtschaft!

— Unerhörte Zustände in einem Wiener Theater enthüllte eine Verhandlung im Oesterreichischen Bühnenverein, über

welche «Die Zeit» berichtet: «In einer Vorstandssitzung des Oesterreichischen Bühnenvereins, die kürzlich abgehalten wurde, kamen die Zustände, die unter der Direktion Fischer-Friedmann am Intimen-Theater herrschen, zur Sprache. Einige Mitglieder dieses Theaters schilderten das furchtbare Elend, das da herrschte, in so krassen Farben, dass man meinen möchte, sie sprechen vom Asyl für Obdachlose. Künstler, die am Abend dem feierlichen Moment entgegenzittern, da ihnen eine Krone «Gage» gezahlt wird; die hungern und die frieren müssen, weil sie die wenigen Heller nicht bekommen können, die sie zu beanspruchen das Recht haben; die delogiert werden müssen, weil sie von ihrer Direktion den fälligen Wohnungszins in der Höhe von drei Kronen 50 Heller nicht erhalten können — das war das Personal des Theaters! Die Direktion des Intimen Theaters ist jetzt in andere Hände übergegangen. Von Weihnachten ab wird Herr Richard Holland das Theater leiten; ein Mann, der vom Theater herkommt, und der der Behörde jene finanziellen Sicherheiten bieten konnte, die die Schauspieler vor dem Aeussersten bewahren. Regisseur Sterk schilderte im Verlaufe der Sitzung die entsetzlichen Verhältnisse, unter denen die Schauspieler an diesem Theater litten. Leute, denen Tausende von Kronen Gage zugesagt waren, erhielten 1 bis 2 Kronen täglich «Gage». Eine Schauspielerin arbeitete bei Tag als Näherin, weil sie nicht leben konnte; eine Schauspielerin, Fräulein R., hätte delogiert werden sollen, weil sie 3 Kronen 50 Heller Miete nicht bezahlen konnte. Der Theaterarzt musste ihr, um sie vor dieser Schande zu bewahren, diesen Betrag schenken. «Ich konnte das nicht länger mit ansehen!» rief Herr Scherk. «Das Herz brach mir. Und darum lasse ich es auch nicht zu, dass diesen armen Teufeln die Gagen reduziert werden. Ich gehe ins Parlament, wenn es sein muss, und schleudere Flugblätter in den Saal.» Darauf erhob sich der neue Direktor Richter-Roland und sagte: «Ich sehe ein, es ist schrecklich, was wir soeben gehört haben, und wenn es mir auch schwer fällt, so will ich doch den Mitgliedern die Gagen vollbezahlen.» Die Mitglieder dankten ihm und riefen, sie wollten mit ihm nunmehr durchs Feuer gehen.

— Wie aus der Stadt Mexiko gemeldet wird, sind dort innerhalb zweier Monate 22 Knaben und 17 Mädchen im Alter von 2—17 Jahren spurlos verschwunden. Der Polizei ist es noch nicht gelungen, Anhaltspunkte über die Täter und ihre Beweggründe zu ermitteln. Es fällt auf, dass alle Kinder den reichen Familien angehören, wovon mehrere aus den Vereinigten Staaten und Europa stammen.

Aus Deutschland.

(Originalbericht.)

Berlin, 24. Dezember 1907.

Weihnachten — Weihnachten und Weihnachtsfreude. Die erhitzten Gemüter sind einige Tage zur Ruhe gekommen und haben einem Waffenstillstände Platz gemacht, um nach dem Fest aufs neue zu entbrennen. Gehen die Geschäfte gut, dann ist alles freudig gestimmt. Das Geschäft ist der Hauptpunkt, um den sich alles dreht. Wie war das Weihnachtsgeschäft? Diese Frage hört man jetzt überall. Hatte sich schon der silberne Sonntag gut angelassen, so dürfte der «goldene» seinen Namen im allgemeinen mit Recht geführt haben. Nur war das Wetter leider nicht winterlich gestimmt. Elf Grad Reaumur — Regen — das war die Signatur des Tages. Während sich der «goldene» Sonntag in ein sommerliches Gewand hüllte, strahlten die Schaufenster im hellsten Lichterglanz und gaben das weihnachtliche Gepräge. Die Geschäftsleute wetteiferten, um durch die Pracht der Auslagen sich gegenseitig den Rang abzulaufen. Hier die herrlichsten leichtesten Seidenstoffe, die so recht an den schönen Sommer gemahnen, dort dreht sich ein Luftschiff vor den Augen der Vorüberziehenden. In den Hauptverkehrsadern eine beängstigende Menge, die sehen und kaufen wollte. Kaum ein Mensch in den Strassen, der nicht irgend ein Packet trug. So wälzte sich das kauf lustige Publikum durch die Leibziger-Friedrich-Königstrasse usw. der Reichshauptstadt und die Goldstücke rollten in die Kästen der vielgeplagten Geschäftsleute. Eine solche Einnahme ist auch den Gross- wie den Kleingewerbetreibenden zu gönnen. Als sich um 8 Uhr die Läden schlossen, da konnten wohl die Geschäftsleute mit Befriedigung auf den Segen des goldenen Sonntags blicken. Aber auch die vielen Händler mit Weihnachtsbäumen können diesmal zufrieden sein. Schon am Morgen des Heiligen Abends waren die vorher über und über mit Tannen bestanden gewesenen Strassen u. Plätze nahezu tannenlos. Der goldene Sonntag hatte auch hier tüchtig aufgeräumt. Die soviel begehrte Tanne ist diesmal in Berlin knapp gewesen und die Händler nahmen ziemlich hohe Preise. So dürften nun all die grossen und kleinen Geschäftsleute freudige Gesichter machen. Nur unsere Kleinen, für welche das Fest in erster Linie ein Fest der Freude sein soll, konnten sich zum grossen Teile nicht so recht freuen. Ein unwillkommener Gast hatte sich diesmal zu Weihnachten in Berlin bereit gemacht. Die Masern grassierten in allen Stadtvierteln und überall waren masernkranke Kinder. Sie alle mussten diesmal das Fest im Bett zubringen.

Dazu kommt noch der böse Keuchhusten, der leider auch sehr verbreitet ist, so dass die kleine Kinderwelt zum Teil nichts vom Fest gehabt haben dürfte. Zu Weihnachten kann man ständig die grossen Fortschritte der deutschen Spielwarenindustrie bewundern. Es ist erstaunlich, was darin geleistet wird. Sie ist die erste der Welt.

So wurde kürzlich in einer amerikanischen Zeitschrift behauptet, dass Deutschland selbst von seiner eigenen Spielwarenerzeugung nur einen geringen Teil im Werte von ca 20 Millionen Mark für den eigenen Markt verwerten könnte, während den weitaus grössten Teil im Werte von mehr als 70 Millionen das Ausland aufnehmen müsse. Richtig ist, dass die Spielwarenindustrie im grossen Umfange für das Ausland arbeitet, dass im letzten Jahr für 70 Millionen, im laufenden Jahr für noch mehr Spielwaren ins Ausland gegangen sind. Aber dass den deutschen Kindern Spielsachen im Werte von nur 20 Millionen Mark beschert würden, ist falsch, da die gesamte Spielwarenindustrie Deutschlands ganz erheblich mehr als für 90 Millionen Mark fabriziert. Mitte der neunziger Jahre soll der Wert von Spielwarenindustrie schon 70 Millionen betragen haben und man schätzte, dass die Hälfte, also ca 35 Millionen, im Lande verblieben. Seitdem ist aber der Verbrauch auch in Deutschland bedeutend gestiegen, wenn ja auch zugegeben werden muss, dass die Aufnahmefähigkeit des Inlandmarktes für Spielwaren nicht ganz so stark zugenommen hat, als der Export. Dieser ist in den letzten 15 Jahren gewaltig gestiegen. 1896 in raschem Sprunge bis zu 40 Millionen zu steigen. Erst 1900 trat dann wieder unvermittelt im Export von Spielwaren ein grosser Aufschwung ein. So betrug 1899 die Ausfuhr 43 Millionen, 1900 aber 53,4 Millionen Mark. 1904 war der Export schon auf 64,1 und 1906 auf 70 Millionen gestiegen. Im letzten Jahr betrug die Ausfuhr bis Ende November bereits 65,2 Millionen Mark, sodass wohl gegen 1906 eine erhebliche Zunahme eintreten dürfte. Die Ausfuhr ist also in den letzten 15 Jahren um ca 170 Prozent gestiegen, während der Absatz im Inlande nicht in diesem Masse zugenommen hat. Aber auch der heimische Verbrauch hat sich befriedigend entwickelt. Man kann dies schon aus der bemerkenswerten Ausdehnung der Spielwarenindustrie in Bezirken erkennen, von denen der heimische Markt viel mehr gepflegt wird als der Export. Die günstige Lage der Spielwarenindustrie in Sonneberg, Nürnberg-Fürth und dem sächsischen Erzgebirge hat in Schlesien, Brandenburg und der Rheinprovinz eine junge Spielwarenindustrie erstehen lassen, die sich an der Gesamterzeugung mit sehr ach-

tunggebietenden Ziffern beteiligt. In Schlesien werden hauptsächlich Holzspielwaren fabriziert. Die Hauptorte sind Baumgaren bei Bolkenhain, Breslau, Brieg, Görlitz, Lauban, Liegnitz, Löwenberg und Schweidnitz. Fabriziert werden die verschiedensten Arten von Puppen, als Holz- und Wollpuppen, Lederpuppenbälge, Badekinder, Puppengestelle, Puppenschuhe, Puppen für Puppenstuben, Puppenmöbel und Bleisoldaten; ferner Feiltiere, Wolltiere, Schaukelpferde, Karren und Wagen, Kindermilitärrequisiten, Flaggen- und Reisespiele, Krokets, Filzspielwaren und Zinnspielwaren.

— Im Vordergrund des allgemeinen Interesses steht noch immer der Prozess Harden. Drei Tage hindurch wurde bei verschlossenen Türen verhandelt. Aus allem aber, was in die Öffentlichkeit gedrungen ist, geht immer mehr hervor, dass Harden sein Spiel verlieren wird. Die Verteidiger beschränken sich nur noch auf die Defensive, indem sie den guten Glauben des Angeklagten Harden ins Feld führen. Noch einen Trumpf will Harden besitzen, mit dem er dem Staatsanwalt gedroht hat. Aus der letzten Sitzung vor dem Weihnachtsfest ist zu berichten, dass Harden, nachdem er sich auf das Zeugnis der Erbprinzessin von Meiningen berufen hatte, an den Staatsanwalt gewandt erklärte: «Herr Oberstaatsanwalt, zwingen Sie mich nicht, auch noch den letzten Trumpf auszuspielen.» Der Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel versetzte zuversichtlich: «Bitte, Herr Harden, tun Sie es doch und drohen Sie nicht.» Einstweilen hat Harden den letzten Trumpf noch nicht ausgespielt. Ob er damit mehr Erfolg haben wird, als mit seinen bisherigen Trümpfen, die überall überstochen worden sind, darf man füglich bezweifeln. Für Harden ist die Sache verloren und er hat mit dem Grafen Moltke nicht das Richtige getroffen. Aber auch die Hauptzeugin Hardens, die Frau v. Elbe, hat ihre jetzigen Aussagen in engeren Grenzen gehalten. Durch den Ausschluss der Öffentlichkeit, ist es schwer zu entscheiden, in wie weit Graf Moltke kompromittiert ist und ob die hässlichen Ausdrücke über die Ehe richtig sind oder nicht. Man wird nunmehr den Ausgang des Prozesses abwarten müssen, um sich ein ungefähres Urteil bilden zu können. Auf jeden Fall wäre es besser gewesen, wenn der Staatsanwalt die Sache seiner Zeit gleich aufgenommen hätte und die grosse Masse nicht von dem Schmutz des Prozesses Moltke-Harden berührt worden wäre.

— Ueber den Aufenthalt, den Kaiser Wilhelm im Frühjahr auf Korfu zu nehmen beabsichtigt, wird noch gemeldet, dass der Kaiser am 26. März

an Bord der Yacht «Hohenzollern» in Korfu eintreffen und dort vierzehn Tage im Schloss Achilleion verbringen dürfte. Für diesen Aufenthalt seien vom Oberhofmarschall Grafen zu Eulenburg, als er auf Korfu weilte, alle Dispositionen getroffen worden. Es sollen bereits Automobile für den Kaiser in Korfu angekommen sein, und die griechische Regierung habe mit Rücksicht auf die Automobilfahrten des hohen Gastes die Instandsetzung der Strassen der Insel angeordnet.

— Die Taufe des jüngsten Sohnes des Kronprinzen ist im engsten Familienkreise am 21. Dezember nachmittags 6 Uhr vor sich gegangen. Der feierliche Akt fand in dem kleinen, aber prächtigen Marmorpalais am Heiligen See zu Potsdam statt. Der junge Prinz erhielt die Namen Viktor, Eduard, Adalbert, Michael, Hubertus.

— Dem alten und überall so beliebten Prinzregenten von Bayern ist ein Unfall zugestossen, indem er bei einem Sturze sich das rechte Handgelenk verstaucht hat. In der letzten Zeit soll der greise Fürst schon öfter von Ohnmachtsanfällen heimgesucht worden sein; jedoch ist das Befinden sonst zufriedenstellend und unbedenklich.

— Ueber die letztwilligen Verfügungen der Königinwitwe Carola von Sachsen wird noch gemeldet, dass der König Friedrich August Universalerbe ist. Für eine grössere Anzahl fürstlicher, verwandter und sonstiger Personen sind Legate in Gold- und Schmucksachen ausgesetzt worden. Für alle Personen, die länger als 10 Jahre im Dienst der Königin standen, hat die Verstorbene ganz besondere Vorsorge getroffen. Einen sehr beträchtlichen Teil ihres Vermögens, das auf 20 Millionen geschätzt wird, hat sie für Krankenpflege- und Fürsorgeanstalten, sowie für Wohltätigkeitsvereine vorgesehen. Ausserdem sind die in ihrem Besitz befindlichen Grundstücke zur Errichtung von Stiftungen bestimmt worden. Eine grosse Zahl von wertvollen Gegenständen, die von der Königin noch bei Lebzeiten ausgewählt wurden, sollen im Wege einer Lotterie ausgespielt werden, deren Erlös dem Krüppelheim in Dresden zugeführt werden wird.

São Paulo.

24. Januar 1908.

— Dr. João Moraes, staatlicher Procurator der falliten Massen, überreichte dem Justizsekretär seinen Bericht über das letzte Jahr. Daraus ersieht man, dass im Stadtbezirk in 1907 29 Fallenzertifikate dekretiert und 24 freundschaftliche Zahlungsauseinandersetzungen vorgeschlagen wurden. Die Passiven der Bankerotte blieben weit hinter den Vor-

jahren zurück und erreichten die Gesamthöhe von 1237 Contos. 24 Fallenzertifikate fanden auf Antrag der Gläubiger, 5 auf Ersuchen der Firmeninhaber statt. Das ausführliche Relatorium schliesst mit der erfreulichen Feststellung, dass trotz der enormen Entwicklung des Handels S. Paulos in den letzten Jahren die Bankerotte an Zahl und Bedeutung zurückgegangen seien.

— Die Polizei überreichte heute dem zuständigen Richter die Prozessakten gegen den Arbeiter Elzio Baldi, der die Hutmacher der Fabrik M. Villela & Co. zum Streik verleitet haben soll.

— Die Munizipalkammer von Santos beehrte uns mit einer Einladung zur Teilnahme an der Enthüllungsfeier des Braz Cubas-Standbildes, welche am nächsten Sonntag stattfindet. Verhändlichen Dank für die Aufmerksamkeit.

— Bei den von den Sozialisten hervorgerufenen Strassentumulten in Berlin sollen nach einer neuerlichen Meldung auch die Truppen eingegriffen haben. Wir glauben das nicht, ehe hierfür nicht eine Bestätigung vorliegt. Alles, was geschehen sein dürfte, wird die Konsignierung der Garnison oder eines Teiles derselben in den Kasernen gewesen sein. Ueber die Reichstagsitzung, in welcher die Sozialdemokraten ihre Wahlrechts-Interpellation auf die Tagesordnung brachten, erfährt man des Weiteren durch das Kabel, dass Fürst Bülow erklärte, die Polizeistationierungen — das Kabel spricht von Truppenverteilungen — am 12. ds. anlässlich der sozialistischen Manifestationen seien auf Anordnung der zuständigen Behörden erfolgt. Ohne auf die Interpellation zu antworten, erklärte der Reichskanzler, sehe ich mich gezwungen, dem Lande mitzuteilen, dass es nicht deutsche Art und Sitte ist, politische Streitfragen auf die Strasse zu tragen. Die politischen Parteien des Landes haben es nicht nötig auf öffentliche Plätze zu gehen, um sich vernehmbar zu machen. Die Strasse ist für den allgemeinen Verkehr und jeder Bürger hat die öffentliche Ordnung zu respektieren. Die Behörden hätten die Pflicht, alle Massnahmen zu treffen, welche dieses allgemeine Recht und die öffentliche Ruhe gewährleisten. Wir werden es unter keinen Umständen zulassen, dass die Agitatoren versuchen, die Strasse zu beherrschen; es wäre ein verhängnisvoller Irrtum zu glauben, dass die Demonstrationen einer irrefeleiteten Menge die Regierung zu irgendwelcher Konzession veranlassen könnten. Sollte die Sozialdemokratie einen abschüssigen Weg einschlagen, so warne er die Arbeiterschaft ihr zu folgen. Die Folgen und die Verantwortung würden nicht auf die Behörden sondern auf die Anstifter von Revolten, die davon lehen, das Volk ewig zu betrügen, zurückfallen.

— Als kurz darauf Singer beantragte, in die Diskussion der Interpellation einzutreten, verliessen der Reichskanzler und die Bundesratsmitglieder den Sitzungssal. Im weiteren Verlauf der Sitzung kam es zu einem heftigen Zusammenstoss zwischen dem konservativen Redner Kieth und den Sozialdemokraten, wobei Bebel seinen Gegner mit der Faust bedroht haben und Stadthagen sich in unparlamentarischen Schimpfworten ergangen haben soll. Die Europapost dürfte über diese denkwürdige Sitzung Genaueres bringen.

— Nach dem hiesigen «Commercio» verausgabte Brasilien vorgestern für Salutgeschüsse zu Ehren des nordamerikanischen Geschwaders und unserer höchsten Autoritäten im Hafen von Rio 30:240\$000. Ein etwas teurer Spass.

— Professor Max Hell von der polytechnischen Schule soll für den Lehrstuhl der Architektur, Bildhauerkunst und kirchlichen Malerei am Seminario Maior aussersehen sein.

— Am 1. Januar konnte der monatlich in Paris erscheinende «Courrier de l'Etat de S. Paul», der von unserem Propagandakommissariat herausgegeben wird, auf sein einjähriges Bestehen zurückblicken. Er hat in dieser verhältnismässig kurzen Zeit unserem Staate wertvolle Dienste geleistet. Dem geschätzten Kollegen unseren nachträglichen Glückwunsch.

— Die von dreissig Munizipalkammern unseres Staates emittierten Anleihen repräsentierten am 31. Dezember 1907 einen Kapitalwert von 21.846 Contos, wovon sich Titel im Gesamtwert von 16.050\$060 im Umlauf befanden.

— Wie «A Noticia» erfährt, wird hier in Kürze eine Filiale des Banco dos Funcionarios Publicos do Rio de Janeiro eröffnet werden.

— Am 31. Dezember betrug das Kapital der Banken S. Paulos, die beiden italienischen eingeschlossen, 113.000 Contos, wovon 10 Millionen Mark auf die Brasilianische Bank für Deutschland und je 5 Millionen Pfund Sterling auf die drei englischen Banken entfielen. Das Kapital der Aktiengesellschaften betrug am gleichen Tage 294.976 Contos. Ausgenommen davon sind 2000 Aktien des Ramal Ferro Campineiro, die erst emittiert werden, während alle übrigen Gesellschaften ihre Emissionen abgeschlossen hatten.

— Jetzt lässt sich auch «Diario Popular» aus Rio drahten, dass es in der Bundeshauptstadt heisse, das Gerücht von einem geplanten anarchistischen Attentat auf das nordamerikanische Geschwader sei nichts als eine fette Zeitungsgente gewesen. Man hat in der Tat bisher nicht gehört, dass es der Polizei geglückt sei, auch nur eine wirklich verdächtige Person aufzustöbern. Wir haben von vornherein die bezüglichen Meldungen als

einen Ausfluss von Gespensterfurcht bezeichnet und in das Gebiet der Fabel verwiesen.

Munizipien.

Santos. Die hiesige Polizei verhinderte gestern die Landung von vier gefährlichen, in Buenos Aires des Landes verwiesenen Anarchisten, welche an Bord des Dampfers «Equita» eintrafen und über Land nach Rio weiterreisen wollten, um die nordamerikanischen Panzer, wie behauptet wird, mit in die Luft sprengen zu helfen. Die Polizei beschlagnahmte bei dem Vierblatt kompromittierende Papiere. Damit allein hätten sie wohl den stählernen Kolossen der Nordamerikaner wenig anhaben können.

— Die deutschen Franziskanermönche forderten ihre spanischen Ordensbrüder, welche das hiesige Santo Antonio-Kloster bewohnen, auf, dasselbe ihnen zu räumen. Die Spanier wollen, wie es heisst, dieserhalb bei dem Ordensoberen reklamieren.

Jaguary. Dem «Comercio de Campinas» wurde aus Jaguary berichtet, dass die dortige Polizei mangels geeigneter Gefängnisräume die Gesetzesübertreter kurzerhand in Güterwagen der Mogyana-bahn sperrt. Diese eigenartigen Gefängniszellen sind ohne Licht und Luft und jedenfalls kein menschenwürdiger Raum, selbst wenn es sich um Polizeihäftlinge handelt.

Bundeshauptstadt.

— Die Automobilmorde nehmen hier kein Ende. Mittwoch Nachmittag wurde in Avenida Baira-Mar das siebenjährige Söhnchen Aristobulo des Rua Barão de Guaratiba 19. wohnenden Herrn Arthur Alves durch das von dem Chauffeur Victor dos Santos geführte Automobil Nr. 166 überfahren und schwer verletzt. Der Kleine, der sich in Begleitung des Vaters befand, hauchte, noch bevor die elterliche Wohnung erreicht war, seinen Geist aus.

— Der nordamerikanische Botschafter hat, wie verlautet, dem Präsidenten Roosevelt vorgeschlagen, Erinnerungsmedaillen für die brasilianischen Marineoffiziere prägen zu lassen, welche ihre Kollegen vom nordamerikanischen Geschwader hier begleiteten. Der Gedanke ist sehr schön, enthält aber eine versteckte Ordensauszeichnung, die doch in den Vereinigten Staaten und in Brasilien verpönt ist. Falls Roosevelt auf diesen Vorschlag eingehen sollte, was wir noch bezweifeln, so wäre im Interesse der Empfänger zu wünschen, dass die Dekorationen schneller verteilt werden, als die Weltausstellungsmedaillen von Chicago und St. Louis. Sonst erleben sie es vielleicht nicht.

— Die Bundesregierung wurde eingeladen sich am Ende September oder Mitte Oktober in Washington statt-

findenden internationalen Anti-Tuberkulose-Kongress vertreten zu lassen.

— Gestern Nachmittag sprang ein gutgekleideter Passagier des Nictheroy-Fährdampfers mitten in der Bai über Bord und ertrank. Seine Leiche wurde später aufgefunden und geborgen. Ihre Identität war bisher nicht festzustellen.

— Der Polizeichef untersagte den Theatern, Clubs und Unterhaltungsgesellschaften Aufführungen usw., wenn sie nicht in dem Besitz einer Lizenz sind. Dieselbe muss bis zum 15. Februar gelöst sein.

— Gestern Vormittag entlud sich über der Stadt ein schweres Gewitter. Der Blitz schlug an verschiedenen Punkten ein, u. a. in den Turm der S. Francisco de Paula-Kirche, der dabei einen Teil seines Gesinnes einbüsste. Die Wasserläufe schwellen zu reissenden Flüssen an und verschiedene Vorstädte, so namentlich Catumby und S. Christovam, wurden überschwemmt. Die S. Christovam- und Villa Isabel-Bandlinien mussten für viele Stunden ihren Verkehr einstellen. Nahe der Estrada de Ferro Melhoramentos do Brasil stürzte ein Haus ein, in dem der Arbeiter Manuel José da Silva mit Familie wohnte. Die Insassen entgingen nur wie durch ein Wunder dem Tode.

— Das Schulschiff «Benjamin Constant» trat seine angekündigte Weltumsegelung, deren Programm wir unlängst brachten, an. Dieselbe ist insofern bemerkenswert, als es seit Bestehen der Republik das erste Mal ist, dass ein brasilianisches Kriegsschiff eine derartige Reise unternimmt. Die letzten derartigen Weltumschiffungen in der Kaiserzeit führten die Korvette «Nictheroy» und der «Almirante Barroso» aus. Als letzterer am 29. Juli 1890 nach Rio zurückkehrte, war inzwischen die Republik erklärt worden.

— Für 27.000 Ratten, die er dem Sanitäts-Direktorium einlieferte, beansprucht Herr Antonio da Silva 8:200\$.

— Während des Aufenthaltes des nordamerikanischen Geschwaders flossen der Konversionskasse 77.085 Dollars zu. Entnommen wurden ihr in dieser Zeit nur 15 Dollars.

— Die Erkrankung des nordamerikanischen Geschwaderkommandanten, Kontreadmirals Evans, soll, wie nunmehr verlautet, nur eine Finte gewesen sein, da er wiederholt im strengsten Inkognito an Land gegangen sei. Kontreadmiral Evans soll die Krankheit fingiert haben, um seine Arbeit bewältigen zu können, wozu ihm eine Teilnahme an den zahlreichen Festlichkeiten keine Zeit gelassen haben würde. Uns will es schmerzen, dass ein solches Verhalten der geraden Natur eines ergrauten Seebären wenig entsprechend gewesen wäre; wir wollen deshalb in die Richtigkeit dieser Sensationsmeldung noch einige Zweifel setzen.

Rio. Der zweite Sekretär der englischen Gesandtschaft, Raphael Peto, suchte gestern Abend in Petropolis den Polizeidelegado an, mit dem er eine längere Konferenz hatte. Darauf unternahmen beide in Begleitung des Schreibers Santos und des Besitzers des Hotels Bragança eine Durchsuchung des Zimmers des im genannten Hotel wohnenden Uebersetzers der Gesandtschaft Doris Schmidt, der Tags vorher seine Festnahme beantragt hatte mit der Erklärung, in der Gesandtschaftskasse sei ein Fehlbetrag von zwei Contos vorhanden. Die Zimmerdurchsuchung verlief resultatlos. Gerüchtweise verlautet, Doris Schmidt sei geistig nicht ganz normal.

Piauhy. Der «Comercio» von Therezina erbittet von der Staatsregierung dringend Polizeischutz, da eine über 60 Köpfe starke Zigeunerbande, der ein Spiessgeselle des gefürchteten Antonio Silvino angehören soll und die in S. Miguel do Tapuyo sich jüngst Ausschreitungen und Ungesetzlichkeiten zu Schulden kommen liess, auf die genannte Ortschaft im Anzuge sei.

Rio Grande do Sul. Am Mittwoch erhielt das in Porto Alegre garnisonierende vierte Artillerieregiment Befehl, nach dem Innern des Munizips Bagé abzugehen auf das Gerücht hin, die Bundestruppen hätten gemeutert und brandschatzten den Handel, weil sie seit drei Monaten keinen Sold erhalten hätten. Einzelheiten weiss das Telegramm nicht zu melden. Sollten in der Tat die Soldzahlungen seit drei Monaten nicht erfolgt sein, so träte die Bundesregierung zweifellos ein Teil der Verantwortung für die vorgekommenen Ungesetzlichkeiten.

Vom Tage.

Wir brachten dieser Tage die kurze Notiz, dass besonders kluge Leute in Ouro Preto beschlossen hätten, den Bundespräsidenten um Veranstaltung eines Plebiscits zu ersuchen. Durch dasselbe sollte das ganze souveräne brasilianische Volk sein Urteil darüber abgeben, ob ihm das neue Militärgesetz genehm ist oder nicht. Eine derartige direkte Volksabstimmung über Gesetze kennt man in der Schweiz, und die Schweiz dürfte in dieser Beziehung den Herren in Ouro Preto auch als Muster vorgeschwebt haben. Aber was in der kleinen und von einer intelligenten Bevölkerung bewohnten mitteleuropäischen Republik möglich und angebracht ist, das ist nicht deshalb auch ohne Weiteres zweckmässig oder auch nur durchführbar in einem Lande wie Brasilien, das

noch auf grossen Flächen der Urwald deckt, mit seinen zum Teil halbwilden oder halbverwilderten Bewohnern, die des Lesens und Schreibens unkundig sich schwerlich dazu eignen über gesetzliche Massnahmen von grosser Tragweite ein Urteil abzugeben, das mit in die Wagschale fallen würde und deshalb Berücksichtigung verdiente.

Ein Plebiscit, soll es sich nicht als eine blosser Farce darstellen, ist bei unseren Landesverhältnissen ebenso wenig ausführbar, wie die strikte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht nach unserem Dafürhalten sich wird ermöglichen lassen, und zwar aus den gleichen Gründen.

Das wird natürlich auch den Befürwortern des Plebiscits in Ouro Preto kein Geheimnis sein und deshalb müsste ihr Verlangen stutzig machen, wäre man hiezulande nicht schon nachgerade an politische Projekte und Experimente, an gewagte Kunststücke und von vornherein aussichtslose Pläne so sehr gewöhnt, dass man das Staunen verlernt hat. Unsere ganze Verfassung, die den Vereinigten Staaten ohne Berücksichtigung unserer Eigenheiten und Sonderverhältnisse nachgebildet wurde, ist ja, bei Licht betrachtet, auch nur ein solches Experiment im Grossen. Und dass dieses völlig geglückt sei, wird niemand, der ruhig erwägt und besonnen urteilt, dem nicht patriotischer Dünkel das Auge blendet, zu behaupten wagen. Wäre dies geschehen, so müssten unsere innerpolitischen Verhältnisse ein ganz anderes Aussehen haben, als es in der That der Fall ist. Dann müsste das Volk durch seine gewählten Vertreter herrschen, nicht aber von ihnen, wie es jetzt geschieht, beherrscht werden, beherrscht oft unter Nichtberücksichtigung seiner vitalsten Interessen, dann hätte des Volkes Wille all' jene Oligarchien längst hinweggefegt, die in Nord und Süd sich ihren Thron errichteten und ein lebendes Zeugnis dafür ablegen, dass wir mit der sinnlosen Nachahmung der für nordamerikanische Verhältnisse zugeschnittenen demokratischen Verfassung der Vereinigten Staaten der politischen Entwicklung unseres Volkes in der ersten Begeisterung der leicht erlangenen Freiheit weit vorausgeeilt sind.

Die Bestimmungen unserer Verfassung sind freiheitlichster Art und gut. Aber die Nation hat es noch nicht vermocht, sich in ihren

Sinn hineinzuleben, sie sind ihm noch lange nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Deshalb funktionieren sie zum Teil schlecht, zum Teil unrichtig, zum Teil gar nicht.

Und unter diesen Umständen wollte man ein neues gewagtes Experiment unternehmen? Das Plebiscit einführen, das in der politisch fortgeschrittenen kleinen Schweiz sich bewährt hat und bewähren konnte, das sich aber für uns als ein Danaergeschenkerweisen müsste, weil das Gros des brasilianischen Volkes zweifellos dafür noch nicht reif ist? Nein, man bleibe uns mit solchen Kunststücken vom Halse u. trage lieber an seinem Teile dazu bei, das Verständnis für den Geist unserer Verfassung in immer breitere Volksschichten zu tragen, auf dass ihre schönsten Bestimmungen aufhören, für uns ein toter Buchstabe zu sein!

Dass das neue Militärgesetz den Anlass zu dem Verlangen nach Veranstaltung eines Plebiscits abgab, ist nicht uninteressant. Einmal scheint es uns zu beweisen, dass in weiten Kreisen auch jetzt noch ein starkes Missbehagen über die Annahme des Gesetzes herrscht, was seine ohnehin schwierige Durchführung nicht erleichtern wird; sodann aber zeigt es erneut, mit welcher Leichtigkeit, um nicht zu sagen Leichtfertigkeit, man sich hier, dem Drucke einer Augenblicksstimmung nachgebend, dazu entschliesst, vom Gesetz gezogene Schranken zu überspringen. Was man im vorliegenden Falle vom Bundespräsidenten verlangte, war nicht mehr und nicht weniger als die Begehung einer Verfassungsverletzung. Denn das neue Militärgesetz ist in beiden Häusern des Bundesparlaments ordnungsgemäss angenommen und vom Präsidenten sanktioniert worden. Und ihm sollte nun durch ein Plebiscit, zu dessen Vornahme der Chef der Nation gar nicht einmal befugt ist, der Garau gemacht werden?! Vielleicht kommen den Herren in Ouro Preto nachträglich doch einige Bedenken ob der von ihnen erhobenen Forderung. Das sollte uns freuen, denn Reue pflegt der erste Schritt zur Besserung zu sein.

São Paulo.

25. Januar 1908.

— Heute vor 354 Jahren wurde S. Paulo gegründet. Wir sind also doch schon eine ziemlich alte Stadt, verjüngen uns aber sozusagen täglich, was auf ein sehr langes, wenn nicht ewiges Leben

schliessen lässt. Die Staatsämter, Banken und Börse feiern; der Handel schliesst Nachmittags 2 Uhr.

— Der Ackerbausekretär arbeitet an dem motivierenden Begleitschreiben zu unserer staatlichen Kaffeepropaganda im Auslande, wofür im laufenden Budget die Ausgaben bereits vorgesehen sind.

— Die politische Situation in Rio wird von Tag zu Tag verworrener. Dr. Affonso Penna hat wohl erklärt, er werde auf seinem Posten unter allen Umständen und allen Anfeindungen zum Trotz ausharren. Aber das hat nicht verhindert, dass man sich mehr und mehr mit einem «Ersatzmann» beschäftigt. Wir würden es schon aus prinzipiellen Gründen bedauern, wenn er sich selbst untreu würde und von seinem Platze wiche, aber möglich ist es immerhin, dass die Ereignisse stärker sind als sein Wille, und deshalb können wir die bezüglichen Gerüchte, die neuerdings in Rio in Umlauf sind, nicht unbeachtet lassen. Da heisst es zunächst, Dr. Ruy Barbosa stehe auf Seiten des Bundespräsidenten, sei auf dem Blockgeneral Pinheiro Machado schlecht zu sprechen und wäre aus Verdruss über die augenblickliche Situation den offiziellen Festlichkeiten ostentativ fern geblieben. Weiter wird gesagt, Herr Rosa e Silva sei von Europa zurückgerufen worden, um die Regierung im Bundessenat zu unterstützen. Er wäre dazu ausersehen, Dr. Affonso Penna mit Dr. Jorge Tibiriça als Vizepräsidenten zu ersetzen. Ferner behauptet Fama, die ganze politische Situation werde mit der Rückkehr Dr. Rodrigues Alves' ein anderes Gesicht bekommen. Schliesslich wird behauptet, Heer und Marine wollten den gegenwärtigen Kriegsminister zum Bundespräsidenten und Baron Rio Branco sei der Kandidat aller unabhängigen Politiker. Nun, wir werden, selbst wenn Dr. Affonso Penna sein Quatriennium auf dem Präsidentenstuhl aushält, wohl erleben, wer nach ihm das grosse Los zieht. Allzu neugierig darauf sind wir nicht.

— Der Municipalpräfekt ordnete an, dass vom 1. Februar an in den Strassen 15 de Novembro, São Bento, Direita und auf der Praça Antonio Prado Frachtfuhrwerke in der Zeit von Vormittag 10 bis Nachmittags 5 Uhr, ausser wenn es sich um Passagiergepäck handelt, weder ein- noch ausladen dürfen.

— Die Companhia Paulista de Vias Ferreas steht, wie verlautet, in Verhandlungen wegen Ankaufs der Araraquara-Bahn.

— Gestern ging hier das Gerücht, die S. Paulo Railway beabsichtige, die Paulista- und Mogyana-Bahn zu dem horrenden Preise von 400\$ pro Aktie anzukaufen. Eine Bestätigung bleibt abzuwarten.

— Ein Unheilzug scheint der Zug gewesen zu sein, der gestern gegen

Mittag von der Station an Rua 22 de Março nach Cantareira abging. Als er in Sant' Anna ankam, wurde eine Passagierin ohnmächtig. Auf der Rückfahrt stürzte der Zugführer aufs Geleise und zog sich mehrere Verletzungen zu. Schliesslich entgleiste in Sant' Anna die Lokomotive und wurde dabei so beschädigt, dass sie die weitere Unglücksfahrt einstellen musste.

— Der Mörder des Knaben Jovito Giordano, der bekanntlich auf der Varzea do Canindé am 17. ds. Mts., als er sich auf einem Geschäftsgange verlaufen hatte, von einem bisher unbekanntem Manne in scheusslicher Weise ums Leben gebracht wurde, ist, wenn nicht alle Zeugaussagen trügen, gestern in dem von Taubaté nach hier gekommenen, wegen Raubes vorbestraften Caboclo Joaquim Antonio dos Santos rekonosziert und festgenommen worden. Man muss anerkennen, dass die Polizeiorgane, welche mit der Verfolgung und Aufklärung des mysteriösen Falles betraut waren, sich ihrer Aufgabe glänzend erledigt haben. Man denke sich: ein Mord ohne Zeugen an abgelegener, menschenleerer Stelle, in der Dunkelheit begangen; die Tat erst nach späterem Auffinden des unglücklichen Opfers entdeckt; geringe, sehr geringe und vage Aussagen von Anwohnern der Varzea; irreführende Angaben über den mutmasslichen Mörder — das Alles musste es sehr zweifelhaft erscheinen lassen, ob es der Polizei überhaupt gelingen würde, des Mordgesellen habhaft zu werden. Aber ihren unausgesetzten Bemühungen ist es anscheinend gelungen, den Verbrecher aufzufinden und in ihre Hand zu bekommen. Wir sagen «anscheinend», weil wir niemanden, bevor ihm die Tat bewiesen, als Verbrecher brandmarken können; wir sind aber nach den vorliegenden Erhebungsergebnissen der Ueberzeugung, dass die Polizei in diesem Falle keinen Fehlgang gemacht hat. Wir sind ihr nicht übermässig wohl gesinnt, weil sie von uns noch lange nicht als ein Musterinstitut ihrer Art angesehen wird, aber die Gerechtigkeit verlangt anzuerkennen, dass sie im vorliegenden Falle, wenn sie nicht einen Falschen ergriff — was wir nicht glauben — ein kleines Meisterstück geleistet hat. Die Fangstelle für den Caboclo war die in Travessa do Mercado 34 gelegene Kneipe des Portugiesen José Maria de Carvalho. Dort hatte er sich wiederholt aufgehalten, ein Zimmer für sich und seine Genossin verlangt, für einen Schnapps 20\$ zum Wechseln gegeben und sich durch seine Reden und sein Verhalten stark verdächtig gemacht. Gestern Nachmittag 5 Uhr erschien er wieder in der Venda. Der Besitzer, der inzwischen polizeilicherseits avisiert worden war, gab dem Rondanten ein verabredetes Zeichen und der Caboclo und mutmassliche Mörder

war verhaftet. Fünf Zeugen erklären, dass Joaquim Antonio dos Santos der Mann sei, der den unglücklichen Jovito Giordano auf seinem Todeswege als Wegweiser begleitete. An seiner Schuld ist kaum zu zweifeln, interessant aber bleibt seine Angabe, dass es in seiner Absicht lag, hier Polizist zu werden.

— Wir verweisen unsere werten Leser auf die Anzeige der Zentralzuchtstation, betreffend Beginn der Unterrichtskurse am 1. Februar für Milchwirtschaft, Viehzuchtlehre und Tierhygiene, sowie Hufbeschlag.

— Das unvorsichtige Umgehen mit einer geladenen Flobert-Flinte hatte zur Folge, dass sich gestern der zehnjährige, Rua Taboca 18 wohnende Francisco Forte eine Kugel in die linke Seite jagte. Glücklicherweise ist die Verletzung nicht lebensgefährlich. Ein altes Sprichwort sagt: Spiele nicht mit Schiessgewehr, denn es kann geladen sein!

— Wir machen darauf aufmerksam, dass mit dem 31. d. Mts. die Frist abläuft, bis zu der man seine rückständigen Staatssteuern bezahlen kann.

— Gelegentlich der, voraussichtlich im April stattfindenden vorbereitenden *Tierschau für die Landesausstellung* werden von der Regierung in der Zentralzuchtstation akklimatisierte sowie dort geborene Rassetiere öffentlich versteigert werden. Es kommen folgende Rassen zum Verkauf: Stiere oder Stierkälber: Normande, Devon, Hereford, Red Poll, Schwyz und Simmenthaler, sowie Mischlinge von Hereford mit Caracú; Hengste: Andalus, Alter (portugies.), Hackney, Engländer, Ardenner, englisch Araber; Steinesel: Poitou; Eber: Berkshire, Yorkshire. Alle diese Tiere sind registriert und erhalten die betr. Käufer die Abstammungsoriginale mit. Weitere Angaben sind im Ackerbau-sekretariat einzusehen.

Bundeshauptstadt.

— Der Minister des Innern ordnete die Ausweisung dreier in S. Paulo wegen Kuppelei prozessierter Individuen an.

— An Bord des Vermessungs- und kartographischen Aufnahmезwecken dienenden Dampfers «Commandante Freitas» soll die Beri-Beri in besorgniserregender Weise herrschen.

Aus den Bundesstaaten.

Pernambuco. Im Schuppen Nr. 5 der Alfandega von Recife, der mit Gütern und Passagiergepäck vom englischen Dampfer «Avon» gefüllt war, brach vorgestern in der Frühe Feuer aus, das trotz energischer Bekämpfung durch die Feuerwehr den Schuppen fast vollständig zerstörte.

— An Bord des Dampfers «Avon» provozierten argentinische Passagiere die Brasilianer. Sie hatten sich dafür eine

Zurechtweisung seitens des Kapitäns gefallen zu lassen.

Parahyba. Der berüchtigte Räuberbandit Antonio Silvino griff mit einer Bande gefährlichen Gesindels die Ortschaften Cannafistula und Grinhan an. Die Regierung ernannte einen Spezialdelegado zur Verfolgung der Banditen.

Paraná. Herr Alberto Lechaud in Paranaguá wurde zum interimistischen deutschen Konsular-Agenten ernannt, welchen Posten der verstorbene Herr Mathias Bozz effektiv inne hatte.

— Das Einfangen von Knaben in Curityba für die Marineschule hat endlich einmal sein Ende erreicht und ist damit, vorläufig wenigstens, eine grosse Ungerechtigkeit beseitigt. Im ganzen wurden 31 Knaben dazu gepresst, wovon 11 wieder zurückgeschickt werden mussten weil sie zu schwach waren und den Anforderungen in keiner Weise entsprachen.

Santa Catharina. Wie das Amtsblatt «O Dia» erfährt, hat sich die Bauleitung der Santa Catharina-Eisenbahn vorgenommen, die Strecke Blumenau-Hammonia bis Ende nächsten Jahres fertigzustellen. Damit würde die Bauzeit, für die ursprünglich zwei Jahre angesetzt waren, um ein halbes Jahr gekürzt werden. Bis jetzt ist erst die erste Teilstrecke (Blumenau-Indayal = 25 Kilometer), die ein Drittel der Gesamtstrecke ausmacht, in Angriff genommen; hier herrscht auf der ganzen Linie rege Tätigkeit, und man sieht von Tag zu Tag, wie die Arbeiten vorwärts schreiten. Auch die Lokomotive ist bereits in Aktion getreten; sie hat in der vergangenen Woche ihre Probefahrten gemacht.

— In Florianopolis sind 4 Botokudenkinder im Alter von 3 bis 7 Jahren eingetroffen, die auf einer Verfolgungstour in Araranguá eingefangen wurden; zwei weitere Kinder sind in Araranguá verblieben. Grauelszenen sollen bei der Tour nicht vorgekommen sein. Etwa dreissig Botokuden wurden von der Turma, die sich zur Vertreibung der Wilden gebildet hatte, überrascht; die Compadres ergriffen die Flucht und hätten ausser Bogen, Pfeilen, Körben usw. die sechs Kinder im Stich gelassen.

— Wie «Novidades» erfährt, sei Herr Dr. Thiago da Fonseca, Generalprokurator des Staates, gefragt worden, ob er von Sr. Heiligkeit dem Papst Pius X. den Titel eines römischen Grafen annehme. Eine gleiche Anfrage soll an die Herren Dr. Hercilio da Luz und Coronel Vidal Ramos gerichtet werden. — Wenn das wahr ist, würde es sich doch wohl lohnen, demnächst hier eine Grafenkronenfabrik zu gründen. Der Herstellung von solchen Schmuckgegenständen steht kein republikanisches Gesetz im Wege und die Verleihung findet eben einfach über Rom, wo man dadurch nicht die geringsten Unkosten hat, statt.

São Paulo.

27. Januar 1908.

— Am Sonnabend fand das grosse Bankett statt, welches die republikanische Partei dem von ihr auf den Schild erhobenen Präsidentschaftskandidaten für das nächste Quatriennium, Dr. Manuel Joaquim de Albuquerque Lins zu Ehren gab. Das schöne Fest verlief, wie ja nicht anders zu erwarten war, durchaus harmonisch, und Dr. Albuquerque Lins, den wir bei unserer innerpolitischen Situation schon heute als unseren nächsten Staatspräsidenten ansehen und begrüßen können, hielt bei dieser Gelegenheit seine angekündigte Programmrede. Wir behalten es uns vor, auf dieselbe, bezw. ihren wichtigsten Inhalt zurückzukommen. Wir wollen aber schon heute bemerken, dass die von unserer Staatsregierung inaugurierte Kaffeepolitik, wie nicht anders denkbar, am Sonnabend in unserem zukünftigen Staatsoberhaupt einen warmen Befürworter fand und unter seiner Präsidentschaft, wie er betonte, einer logischen Weiterführung sicher ist. Ob man das an sich als eine glückverheissende Aussicht oder als das Gegenteil begrüßen darf oder beklagen sollte, das kann erst die Zukunft lehren. Bisber hat die Kaffeepolitik unseres Staates, die im Inlande und Auslande soviel und durchaus nicht immer und überall freundlich kommentiert wurde, jedenfalls nicht den von verschiedenen Seiten als unvermeidlich hingestellten Schiffbruch erlitten. Und uns will es scheinen, dass wir schlimmstenfalls mit einer leichten Havarie davonkommen werden. Von der Erfahrung des Nachfolgers Dr. Jorge Tibiriça's aber hoffen wir, dass uns auch dies erspart bleibt.

— Der Verkehrsminister teilte unserem Staatspräsidenten telegraphisch mit, dass die Einweihung des Breitspurgeleises der Zentralbahn bis S. Paulo an einem der nächsten Tage des nächsten Monats im Beisein des Bundespräsidenten stattfinden werde.

— Das gestrige Kränzchen des D. M. G. V. «Lyra» war sehr gut besucht und nahm, wie alle Veranstaltungen des sympathischen Vereins, einen sehr netten, animierten Verlauf.

— Die gestrige Kaisergeburtstagsfeier in der «Germania» vereinigte die Elite der hiesigen deutschen Kolonie unter Vorsitz des deutschen Konsuls zu einem solennen Bankett zu 120 Gedecken. Der Saal war, der Feier entsprechend, geschmackvoll dekoriert. Den Kaisertoast brachte der Konsul, Herr Legationsrat Flügel, aus, worauf die Tischgesellschaft begleitet vom Orchester «Heil Dir im Siegerkranz» anstimmte. Es war ein schönes und würdiges Fest.

— Der Totalwert des brasilianischen Exports erreichte im abgelaufenen Jahre die stattliche Höhe von 50.577.607 Pfd.

Strl. In dieser Summe figurieren Kaffee mit 26.387.253, Kautschuk mit 12.222.501, Tabak mit 1.272.250, Zucker mit 126.561, Herva Matte mit 1.461.373, Kakao mit 1.770.443 und Baumwolle mit 1.734.611 Pfund Sterling. Der Exportwert der Vorjahre betrug 1906 47.714.477, 1905 40.389.668 1904 35.316.653, 1903 33.050.772, 1902 . . 33.010.704, 1901 36.080.080 Pfund.

— Heute begannen die staatlichen Einzel-Schulen wieder ihren Unterricht.

— Laut «Imprensa» beabsichtigt das Haus Bober & Comp. eine regelmässige Dampferlinie zwischen New York und der Westküste Süd-Amerikas einzurichten. Die Schiffe sollen Santos anlaufen.

— Der heutige «Estado» bringt ein Bildnis unseres Pavillons auf der Nationalausstellung. Ein kunstvolles, schmuckes Gebäude, mit dem unser Staat Ehre einlegen wird.

— Der hiesige Vertreter des Hauses Cardoso, Pinto & Clare in Rio war von seiner Firma vor längerer Zeit benachrichtigt worden, dass sie ihm durch die Post 100 Briefumschläge mit ihrer aufgedruckten Adresse zugesandt hätte. Der Vertreter war wiederholt auf dem Postamt, um die Sendung in Empfang zu nehmen, erhielt aber stets die Antwort, sie sei noch nicht eingetroffen. Am Sonnabend endlich fand man bei einer genauen Durchsuchung in einem Winkel der vierten Abteilung 30 dieser Briefumschläge, dieselben trugen aber auf der Rückseite sämtlich den Poststempel der vierten Sektion mit dem Datum S. Paulo, 19. Januar 8 Uhr Abends! Das ist keine leichte Unachtsamkeit, sondern eine grobe Bummellei. Und wer bezahlt nun die Kouverts?

— Ueber Paul Doumer schreibt der «Beobachter» in Curityba, dem wir die Verantwortung für die Richtigkeit seiner Behauptungen überlassen müssen, Folgendes: «Paul Doumer, der beinahe Präsident von Frankreich geworden wäre, wollte, da ihm die Präsidentschaft an der Nase vorbeigegangen war, auf andere Weise von sich reden machen, drum kam er nach Brasilien und wurde hier ein vielbewundertes und vielbesprochenes Mann. Nachdem er auch Frankreich zurückgekehrt war, sollte er erzählen; aber leider hatte er in Brasilien nichts weiter gesehen, als Feste, Bankette und dergl. Wie da seine Erzählung ausfiel, lässt sich leicht denken. So verlegte er, wie der Korrespondent des «Jornal do Commercio» mitteilt, in einer Konferenz am 18. Dezember das Acre-Territorium in den Staat Amazonas, behauptete, das Hauptprodukt des Staates Babia sei Zucker, ja, erzählte sogar seinen entsetzten Zuhörern, die menschenfressenden Indianer des Staates Paraná verspeisten die Arbeiter an der zu erbauenden Eisenbahnlinie. Wie wird das atemlos zuhörende

Auditorium den Mut Paul Doumers bewundert haben, der es gewagt hat, den Staat Paraná und seine Menschenfresser zu besuchen!

— Joaquim Antonio dos Santos, der Mörder des Knaben Jovito Giordano, hat vorgestern, nachdem er bei den früheren Verbören die furchtbare Tat hartnäckig geleugnet, ein volles Geständnis abgelegt. Der Verbrecher erklärte er sei vor etwa zwei Wochen von Taubaté nach S. Paulo gekommen, um hier Stellung zu suchen. Bald nach seiner Ankunft wäre er zu Fuss nach Villa Cotia gegangen, wo er vergebens nach Arbeit gefragt. Darauf sei er nach S. Paulo zurückgekehrt. Am 17. ds. Mts. sei er bis gegen 6 Uhr Nachmittags durch die Strassen gebummelt, dann in eine einem Italiener gebörende Venda in Rua João Theodoro, Ecke der Rua da Cantareira, eingetreten. Hier hätte sich ein unbekannter Knabe — Jovito Giordano —, der ein Packet auf dem Arme trug, nach der Wohnnung eines Herrn Henrique Ferreira erkundigt. Der Vendor wies mit dem Finger dem Knaben den Weg nach Avenida Cantareira, wo der Gesuchte wohne. Joaquim Antonio dos Santos folgte dem Jovito unter dem Vorwande, er wolle dem Knaben den Weg zeigen. Am Tamandatehy angelangt, habe ihm der Knabe vorgeschlagen, ein Bad zu nehmen, was beide auch taten. Darauf hätten sie den Weg nach der Varzea do Canindé eingeschlagen. An einem Stalle trafen sie einen Portugiesen, der ihnen sagte, sie könnten in der eingeschlageneu Richtung nicht weiter gehen, da infolge der letzten Regengüsse die Varzea überschwemmt sei und keine Passage gewähre. Er zeigte ihnen einen anderen Weg, den die Beiden darauf einschlugen. An einem Teich angekommen — es dunkelte bereits — verlangte Joaquim Antonio von dem Knaben die Herausgabe des Kleiderpaketes. Jovito weigerte sich. Da fasste der Mörder sein Opfer mit beiden Händen an der Kehle und schrie ihm drohend zu: «Gieb mir gutwillig die Kleider!» Der Knabe liess in Angst das Packet zu Boden fallen, worauf er bald selbst, da ihm der Mörder mit seinen Fäusten die Kehle zugeschnürt hielt, fast erstickt umsank. Den fast leblosen Körper warf das Scheusal dann in den Teich. Nach vollbrachter Tat hob Joaquim das Kleiderpacket auf und suchte damit das Weite. Er überschritt die Geleise der Cantareira-Bahn, passierte die Avenida Tiradentes, durchlief die Stadt und befand sich schliesslich gegen Mitternacht am Ende der Rua Santo Amaro, wo er in einem Neubau übernachtete. Am nächsten Morgen erhob er sich frühzeitig und versuchte, die geraubten Kleider zu verkaufen. Er forderte dafür 30\$, überliess sie aber, da diese Summe niemand zahlen wollte

schliesslich für den halben Preis einem Caboclo. Für das erhaltene Geld kaufte er sich ein Paar Schuhe für 4\$500; den Rest legte er in Speisen und Getränken an. Die Folgezeit hielt er sich an verschiedenen Punkten der Stadt, mit Vorliebe in den Vorstädten auf. Am letzten Montag war er in Cantareira, wo er in einem alten, unbewohnten Hause nächtigte. Dienstag kehrte er zu Fuss nach der Stadt zurück, wo er sich nun ziel- und planlos herumtrieb, bis er am Freitag eine an der Travessa do Mercado belegene Venda, die er früher bereits einmal besucht, betrat. Der Besitzer fragte ihn, ob er nun Arbeit gefunden. In diesem Moment sei, so erklärte der Verbrecher, ein in der Nähe postierter Polizist eingetreten und habe ihn verhaftet. Joaquim Antonio dos Santos gestand, die Tat allein ausgeführt zu haben. Ein unsittliches Attentat habe er an dem Knaben weder verübt, noch vorgehabt. Sein einziges Motiv sei gewesen, sich in den Besitz des Kleiderpackets zu setzen, um den Inhalt zu verkaufen. — Bei der Leibesvisitation des Verbrechers nach seiner Verhaftung fand man in seinem Besitz eine Nummer des «Estado» vom 24. ds., ein Taschenmesser, einen Holzbohrer, schmutzige Papiere, einen Ring, eine Schachtel Streichhölzer und 1\$500 Bargeld. Der erste Delegado, dessen Geschicklichkeit es zu verdanken ist, dass der Verbrecher sein umfassendes Geständnis ablegte, beantragte beim zuständigen Richter gegen den Mörder, der inzwischen durch weitere Personen als das Individuum, das den unglücklichen Jovito Giordano auf seinem letzten Gange begleitete, identifiziert wurde, Präventivhaft.

Bei dem gestern fortgesetzten Inquisitionsgestand der Mörder Joaquim Antonio dos Santos, zwei weitere Verbrechen begangen zu haben. Er hat 1895 in Tremembé einen Tropeiro gelegentlich eines Festes um fünf Contos beraubt und 1905 in Quirin Schmucksachen und Kleider gestohlen. Wegen beider Untaten stand er vor den Geschworenen und wurde — freigesprochen. Nun hat der Kerl ja bewiesen, dass er dieses Spruches würdig war. Die Eltern des unglücklichen Jovito sind tiefbetruert. Bei der bedauerwerten Mutter sollen sich Anzeichen von Geistesstörungen bemerkbar gemacht haben.

Personalnachrichten. Gestern wurde Frau Louise Schreiber, Gattin des Hrn. Friedrich A. Schneider, in das bessere Jenseits abberufen. Die Beerdigung findet heute Nachmittag 4 Uhr von Rua da Abolição 25 aus nach dem Consolação-Friedhofe statt. Den Hinterbliebenen unser Beileid.

Munizipien.

Santos. Unter grossen Feierlichkeiten wurde gestern hier die Statue Braz Cubas enthüllt. Zu den hervor-

ragenden Teilnehmern an der Festlichkeit gehörte der portugiesische Geschäftsträger in Rio, der speziell zu diesem Zweck nach Santos gekommen war.

Villa Americana. Hier ertrank der Italiener Luiz Angelini. Bei dem Versuche seine Leiche zu bergen, ereilte he-dauerlicherweise den Caboclo Justino Barbosa das gleiche Geschick.

Bundeshauptstadt.

— Baron Rio Branco wurde, wie verlautet, offiziell eingeladen, den Vereinigten Staaten einen Besuch abzustatten.

— In Kürze wird das Relatorium des öffentlichen Gesundheitsamtes über das Jahr 1907 veröffentlicht werden. Aus demselben ist ersichtlich, dass im vergangenen Jahr nur 125 Pockenerkrankungen, 73 Pest- und 39 Gelbfieberfälle zu registrieren waren.

— Ein heftiges Unwetter richtete hier am Sonnabend, namentlich in den Vorstädten, grosse Verwüstungen an. Bäume wurden entwurzelt, Mauern stürzten ein und der Bondverkehr war zeitweise unterbrochen. In Cantareira schlug der Blitz wiederholt ein. Menschen sind, soweit bisher bekannt, glücklicherweise nicht zu Schaden gekommen.

— Der Polizeidelegado Nelson Rangel beschlagnahmte bei der Firma Victor Marques 94 Kästen mit Parfümspritzen. Das Vorgehen des Beamten wird als willkürlich bezeichnet.

— Auf der Station Realengo wurde am Sonnabend der Bahnangestellte Modesto Lima beim Rangieren überfahren und getötet.

— Nach der «Noticia» vom Sonnabend waren die Krankheiten, an denen während des nordamerikanischen Geschwaderbesuches in seltener Uebereinstimmung Kontreadmiral Evans, Dr. Ruy Barbosa und Kardinal Joaquim Arcoverde litten, diplomatischer Natur. Was mag den Herren wohl den Appetit verdorben haben? Man spricht von einer Magenverstimmung, die von der Haager Friedenskonferenz zurückgeblieben sein soll.

— Visconde La Fare rief in Rua da Lapa am Sonnabend einer Halbweltlame wegen einen grossen Skandal hervor. Der Edelmann musste dafür der Polizeizentrale einen kurzen Besuch abstatten.

— Laut «Tribuna» wird der Bundespräsident in Kürze Dr. Ruy Barbosa, um ihm einen besonderen Beweis seiner Wertschätzung zu geben, einladen, in sein Ministerium einzutreten.

Aus den Bundesstaaten.

Paraná. Im Jahre 1902 wurden in Curitiba geboren 1301 Personen, es starben 705; im Jahre 1903 wurden geboren 1330, es starben 731; 1904 geb. 1391, gest. 731; 1905 geb. 1463, gest. 769; 1906 geb. 1368, gest. 827; 1907 geb. 1485, gest. 777.

— Der «Beobachter» schreibt: Aus der Kolonie Hansa, im Staate S. Catharina, dem berühmten Hamburger Kolonisationsverein gehörig, melden sich fortwährend neue Kolonisten, welche die Hansa verlassen und auf eine Staatskolonie übersiedeln wollen. Sie bitten alle um freie Reise von der Hansa bis nach dem neuen Bestimmungsort. Ob ihnen diese gewährt wird, ist sehr fraglich.

— In der republikanischen Partei des Staates ist die erwartete Spaltung zur Tatsache geworden. Im Kongress bilden die Männer der Opposition die Mehrheit und wollen die Präsidentenwahl annullieren.

Santa Catharina. Im Munizip Camboriú ist laut «Novidades» unter den Pferden eine eigentümliche Krankheit ausgebrochen, die eine Aehnlichkeit mit der Tollwut hat. Die von der Seuche ergriffenen Tiere geraten in die grösste Unruhe, reissen sich los, zerbrechen die Zähne und kommen erst zur Ruhe, wenn sie verenden.

— Der Leutnant der Nationalgarde João Teixeira Leite Lobo, Vertreter der Firma Paulino Salgado & Co. in Rio, ist vom Korrektionstribunal zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt worden. Leite Lobo wollte seiner Zeit, wie es scheint, den Köpenicker Hauptmann imitieren, hat aber seine Rolle in Ermangelung eines passenden Bürgermeisters nicht recht durchführen können. Sein missglücktes Abenteuer ist kurz folgendes: Er erschien gegen Ende November uniformiert auf einem öffentlichen Ball in Blumenau, masste sich, da man ihn nicht kannte, polizeiliche Rechte an, kam mit dem Polizeikommissar in Konflikt, griff unter Schmähungen auf die Deutschen zu einem Dolche und wurde mit dem landesüblichen *Pontapé* an die frische Luft gesetzt. Hoffentlich wird er die ihm zur Verfügung gestellte Zeit dazu benutzen, zukünftige Köpenickiaden besser zu überlegen.

Rio Grande do Sul. Unter grossen Feierlichkeiten wurde in Porto Alegre der neugewählte Staatspräsident Dr. Carlos Barbosa in sein hohes Amt eingeführt.

— Wie «N. D. Ztg.» erfährt, steht in der Besetzung des k. u. k. österr.-ungar. Konsulats von Porto Alegre neuerdings eine Veränderung bevor, indem Herr Konsul Potucek in Kürze nach Rio de Janeiro zurückkehrt; der Nachfolger des derzeitigen Leiters der österr.-ungar. Vertretung war zuletzt in gleicher Eigenschaft in Kapstadt (Südafrika) tätig war.

Ein galanter Bräutigam. «... Du Böser! So viele Mädchen hast Du also schon geküsst vor mir?» «Aber Kind, es heisst doch: Prüfet alles und das Beste behaltet!»

Vorbehalt. Sagen Sie mal, Sie halten mich wohl für ein Kamel? — «Nein, ich kann mich aber irren.» Richter: «Wo wohnen Sie?» — Vagabund: Nirgends.» — Zweiter Vagabund: «Gleich nebenan.»

Südamerikanisches.

Uruguay. Ueber einen Unfall an Bord des Kosmosdampfers «Polgneria» wird gemeldet: Man befand sich nach schönem Verlauf der Weihachtsfeier um 1 Uhr nachts ungefähr auf der Höhe des 37. Br. Grades südlich von Montevideo, als plötzlich dem Kapitän «Mann über Bord» gemeldet wurde. Ein Passagier hatte sich vom Promenadendeck aus ins Wasser gestürzt, was von zwei Augenzeugen bemerkt worden war, ohne dass dieselben jedoch hindernd einspringen konnten. Inzwischen waren ein Rettungsring und eine Leuchtboje ausgeworfen worden. Leider waren jedoch alle Bemühungen seitens der Offiziere und Mannschaften des Dampfers vergeblich, was vermuten lässt, dass der Körper sofort von der Schraube erfasst worden war, und so musste der Dampfer die Reise nach etwa 3stündigem Aufenthalt fortsetzen. Der Verunglückte ist ein aus Wien gebürtiger Kaufmann namens J. Gabriel, der geschäftlich nach Valparaiso reiste. Ueber das Motiv zu dem unglücklichen Schritt hat sich mit Sicherheit nichts feststellen lassen.

— Die Liebig Compagnie hat erklärt, dass es ihr keine Rechnung mehr mache bei den jetzigen Preisen die Ochsen pro Kopf zu kaufen. Sie hat ihre Aufkäufer angewiesen, von nun ab nur mehr nach Gewicht zu bezahlen.

Argentinien. Zum Kapitel der deutschen Kolonisation bringt, so schreibt «Arg. W.», die «Prensa» eine Notiz, die einer Richtigstellung bedarf und die beweist, wie flüchtig in dieser Beziehung die hiesigen Reporter arbeiten. In diesen Tagen brachte dasselbe Blatt die Nachricht, die argentinische Regierung unterstütze mit monatlich \$ 300 Gold bis zum Monat September die kolonisationsstudien, die vor kurzem Hr. Janasch begonnen und jetzt an dessen Stelle Hr. Gustav Niederlein fortsetzte. Nun hat Hr. Niederlein dem Gobernador und dem Bautenminister der Provinz Buenos Aires Besuche abgestattet und von diesen Empfehlungen und Vergünstigungen für die Studien in der genannten Provinz erhalten, so dass alle Ortsbehörden angewiesen wurden, Herrn Niederlein in seiner Arbeit zu unterstützen. Wenn beigefügt wird, dass Herr Niederlein die besten Empfehlungen vom argentinischen Gesandten in Berlin mitgebracht, so stimmt das auch. Aber die «Prensa» machte Herrn Niederlein zum «oficialmente comisionado por el emperador de Alemania», um in dessen Namen die Provinz Buenos Aires auf die Tauglichkeit für deutsche Kolonisation und Kapitalanlagen zu prüfen. Solche Kommissäre hat der deutsche Kaiser noch niemals herausgeschickt und liegt dies auch gar nicht in seiner Aufgabe noch in seiner Regierungstendenz.

— Die Mitteilung ist uns aus verschiedenen Gründen sehr interessant; der Schlusssatz aber etwas schleierhaft. Vielleicht wird die geschätzte Kollegin bei Gelegenheit etwas deutlicher.

— Die aussergewöhnliche Hitze, welche in allen Teilen der Republik herrschte, muss sehr stark auf die Nerven gewirkt und auch die rohen Instinkte gewisser Individuen wachgerufen haben. In einer von Türken und Armeniern bewohnten Mietskaserne in Cordoba entstand zwischen diesen ein heftiger Streit aus religiösen Gründen, an welchem sich nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen beteiligten. Einer der Türken hatte sich gestattet, das Verhalten der christlichen Mächte, welche den Wallfahrten nach Mekka Hindernisse in den Weg legen, mit scharfen Worten zu tadeln. Dies genügte, um die Armenier in Harnisch zu versetzen. Es gab ein schreckliches Durcheinander, und ehe die Polizei einschreiten konnte, gab es einen Toten und mehrere Verwundete.

— Mit Wasserleitungen, deren Unkosten auf 18 Millionen Pesos berechnet sind, sollen folgende Städte des Innern versorgt werden: Corrientes, Cosquim, Capilla del Monte, Córdoba, Mendoza, Paraná, Jesus Maria, Catamarca, Jujuy, La Rioja, Salta, Santiago del Estero, San Luis, Santa Fé und Tucumán. Für die Berechnung der Anlagen wird die doppelte Ziffer der im Zensus von 1895 festgestellten Einwohnerzahl angenommen.

— Der in Balcarce in heimtückischer Weise schwer verwundete Herausgeber des Blattes «El Liberal», Herr Chedufau, ist gestorben. Abermals ein Opfer der Rohheit, welche in einigen offiziellen Kreisen auf dem Kamp herrscht.

Venezuela. Nach einem Drahtbericht aus Caracas hat der Oberste Gerichtshof von Venezuela in dem Prozesse, den die Regierung gegen die französisch-venezolanische Eisenbahngesellschaft angestrengt hat, diese zum Verlust ihrer Gerechtsame und zu einer von Fachleuten festzusetzenden Entschädigung verurteilt.

São Paulo.

28. Januar 1908.

— Der Staatspräsident liess gestern den deutschen Konsul durch seinen Adjutanten vom Dienst zum Geburtstag seines Monarchen beglückwünschen. Bei dem Empfang, den Herr Legationsrat Flügel aus diesem Anlass in seiner Wohnung in der Avenida Paulista gab, erschienen das Konsularkorps, Mitglieder der hiesigen deutschen Kolonie und andere Gratulanten.

— Nach «A Gazeta» ist die Regierung bei der Suche nach einem Mittel, den minderwertigen Kaffee vom Markt fernzuhalten, zu dem Entschlusse ge-

langt, die geringen Qualitäten einerseits mit einer Pöhibitivsteuer zu belasten und sie andererseits, soweit als möglich, unbrauchbar zu machen. Man wird abwarten müssen, ob «Gazeta» recht berichtet ist, bevor man sich zu diesem Regierungsplane äussert.

— Herr Chonfour, der Repräsentant eines französischen Syndikats, das in unserem Staate Kaffeepflanzungen erwerben und betreiben will, kehrte von der Besichtigung verschiedener Fazenden im Innern nach hier zurück.

— Wir machen hiermit auf die morgen Abend 8 1/2 in der Germania stattfindende ordentliche Generalversammlung der hiesigen Deutsch-Evangelischen Gemeinde aufmerksam, für die eine sehr wichtige Tagesordnung — u. a. «Bauangelegenheiten» — vorliegt. Wenn auch laut Statuten die Versammlung bei Anwesenheit von 10 Mitgliedern beschlussfähig ist, so ist doch im Interesse der Sache ein zahlreicherer Besuch sehr erwünscht.

— Im Club Gymnastico Portuguez findet am Sonntag eine grosse Versammlung der portugiesischen Kolonie unserer Stadt und des Staates statt, in der ein Komitee zwecks Organisation der für den Empfang des Königs von Portugal geplanten Festlichkeiten ernannt werden soll.

— Die Klagen gegen unsere Post nehmen kein Ende. In Rio beschwert sich Herr Albino José de Almeida darüber, dass er einen registrierten Brief nicht empfing, den Major José Evangelista de Almeida Junior am 15. Dezember in Boa Vista, S. Paulo, an ihn absandte und der auch von dort nach S. Paulo weiterging. Und Herr João Penteado führt darüber Klage, dass ein Aviso über eine Frachtladung von 19 Tonnen Eisen, das ihm die Zentralbahn per Post zusandte, ihm mit derartiger Verspätung zugestellt wurde, dass sich seine Umladepesen auf der hiesigen Station von 38\$ auf 77\$500 erhöheten. — Wir sind wirklich gespannt, wann dieser Lotterei, durch welche das Publikum fortwährend geschädigt wird, endlich ein Ende gemacht werden wird.

— Der Repräsentant eines bedeutenden Handelshauses, der selbst über landwirtschaftlichen Besitz verfügt, hat Ribeirão Preto und die benachbarten Munizipien besucht, um sich durch den Augenschein von dem Stande und den Aussichten der zukünftigen Kaffeeernte zu überzeugen. Er ist nach sorgfältiger Prüfung dabei zu der Ueberzeugung gekommen, dass eine definitive Abschätzung der Kaffeeernte nicht vor Ende Februar oder Anfang März möglich sei. Nachdem was er gesehen und gehört — so erklärte er dem Finanzsekretär gegenüber — könne man im Durchschnitt nach dem heutigen Stande der Pflanzungen auf 50 bis 55 Arroben pro 1000 Kaffee-

bäume rechnen. In Ribeirão Preto dürfte das Maximum für 1000 Bäume 70 Arroben betragen. Alles in Allem dürfte die Ernte, soweit sich dies zur Zeit er-messen lasse, acht Millionen Sack nicht übersteigen.

— Die abgehaltene Feier in der Deutschen Schule zum Geburtstage des deutschen Kaisers war von Eltern der Schüler und Schülerinnen, sowie Mitgliedern des Schulvereins und Freunden der Schule gut besucht. Besonders zahlreich waren die Damen vertreten. Unter den Anwesenden bemerkten wir den deutschen Konsul, Herrn Legationsrat Flügel mit Gemahlin. Auch die St. Adalbert-Schule war durch zwei Benediktiner-Patres vertreten. Eröffnet wurde die Feier durch den Chorgesang der Kinder mit Harmoniumbegleitung: «Vater kröne du mit Segen unsern Kaiser», worauf Herr Rektor Lindenberg ein Gebet für Kaiser und Reich sprach. Es wechselten nun Deklamationen von Schülern und Schülerinnen mit Chorgesängen ab. Von den letzteren erwähnen wir: «Stimmt an mit hellem, hohen Klang» und «Deutschland, Deutschland über Alles». Von den Deklamationen seien genannt: «Deutscher Rat», von Beinick, «Die Trompete von Gravelotte», von Freiligrath, «God save the king», «Treue Liebe bis zum Grabe», von Hoffmann von Fallersleben, «Tröstung» von Heine, «Gottes Zucht», von de la Motte Fouqué, und «Mein Heimatland». Alle Deklamationen waren brav gelernt und wurden mit gutem Ausdruck gesprochen; die letztgenannte jedoch zeigte von einem besonderen Talent der Vortragenden Schülerin. Interessant war es, drei Töchter brasilianischer Eltern in deutscher Sprache öffentlich vortragen zu hören. Bei zweien hörte man gar keinen Anklang mehr an das brasilianische Idiom; die Sprache war rein deutsch. Die hübsch arrangierte Feier wurde geschlossen durch den Chorgesang: «Gott sei des Kaisers Schutz», nachdem vorher Herr Rektor Lindenberg in einer kräftigen Ansprache Kaiser Wilhelm II. als Friedensfürst gefeiert, der mit der Friedensliebe aber auch Energie, Entschlossenheit und Selbstbewusstsein verbindet, den Schülern die oft gepriesenen guten deutschen Eigenschaften zur Aneignung anempfohlen, die natürlich nicht spezifisch deutsch, sondern allen braven Menschen eigen seien und alle guten Wünsche für das Gedeihen unseres alten Vaterlandes Deutschland und unseres zweiten Vaterlandes Brasilien in ein dreifaches Hoch auf Kaiser Wilhelm II., den Bundespräsidenten und unseren Staatspräsidenten zusammengefasst hatte, in die alle Anwesenden begeistert einstimmten.

— Der Journalist Manuel Bernardo vom «El Diario» in Buenos Aires beabsichtigt ein Werk über Brasilien zu schreiben und sammelt zur Zeit in unserem Staate Material dafür. Gestern

machte er in Begleitung des Dr. Victor Freire Dr. Albuquerque Lins, dem Staatspräsidenten, dem Ackerbausekretär und dem Munizipalpräfekten seine Aufwartung. Heute besichtigt er die Dockanlagen in Santos.

— Der Munizipalpräfekt eröffnete gestern für den Weiterbau und die Vollendung des Stadttheaters im städtischen Schatzamt einen Spezialkredit von . . . 1.082:503\$.

— Gerüchtweise verlautet, die Regierung werde einen der schönsten Paläste unserer Stadt ankaufen. Derselbe soll dem König von Portugal bei seinem erwarteten Besuch und in der Folgezeit dem Staatspräsidenten als Wohnung dienen.

— Die englische Wochenschrift «The Sphere» veröffentlichte einen umfangreichen mit vielen Illustrationen versehenen Artikel über Brasilien. Unter den Bildern befinden sich Ansichten von S. Paulo und Rio und neben Aufnahmen unserer führenden Staatsmänner seltenerweise solche von Paul Doumer u. Henri Turot. Die beiden Franzosen scheinen von dem Namen Brasilien unzertrennlich zu sein.

— Für den anlässlich der Erweiterung des Breitspurgeleises der Zentralbahn stattfindenden Besuch des Bundespräsidenten und des Verkehrsministers plant die Staatsregierung einen besonders festlichen Empfang. Das Programm umfasst Beilaggung und Illumination der Strassen des Stadtzentrums und öffentlichen Gebäude; Empfang im Regierungspalast, ein Festbankett, Konzerte der Militärkapelle usw. Der Nordbahnhof wird ausgeschmückt werden. Die hohen Gäste werden mit einigen Herren ihrer Begleitung im Palast des Conde de Prates, der von dem Besitzer zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt wurde, Wohnung nehmen. Mit der Ausschmückung der Strassen und öffentlichen Gebäude wurde Herr Gonçalves Coimbra, mit der Illumination die Light and Power sowie die Gasgesellschaft betraut.

Munizipien.

Itapetininga. Auf seiner Fahrt nach S. Paulo traf vorgestern gegen Abend auf einem Wagen Antonio Marques Azevedo, der bekanntlich in Sarapuy von seiner entmenschten Mutter 30 Jahre hindurch in einem menschenunwürdigen Raume an einer Kette gefesselt gehalten wurde, hier ein. Ueber 2000 Neugierige erwarteten den Unglücklichen, dessen trauriger Zustand auf die Bevölkerung einen tiefen Eindruck machte. Die grausame Handlungsweise der Mutter bildet in allen Kreisen das Tagesgespräch.

Itaicy. Aus der Kolonie Helvetia schreibt man uns, dass die Vereinsschule am 20. ds. mit ihrem Unterricht wieder begonnen hat. Die Schülerzahl ist von

52 auf 61 gestiegen, wovon 36 Knaben, 25 Mädchen und 17 Anfänger sind. Sämtliche Kinder sprechen deutsch und gehören 23 schweizerischen, 3 reichsdeutschen und 2 österreichischen Familien an. Die Schule ist jetzt in sechs Klassen eingeteilt. Unser Gewährsman beklagt erneut, dass sich die Regierung anscheinend nicht dazu entschliessen könne, die Kolonie mit einer eigenen Bahnstation zu bedenken.

Bundeshauptstadt.

— In seiner gestrigen Sitzung erlärte das Oberbundesgericht den Exportzoll von 20\$, womit die Regierung von Espirito Santo jedes Kilo monazithaltigen Sandes belegte, für ungesetzlich.

— Heut am Gedenktag der Eröffnung der brasilianischen Häfen für den internationalen Handel feiern die Associação Commercial und die Börse. Die Banken halten in Rücksicht auf die heut nach dem Auslande abgehenden Dampfer bis 1 Uhr offen. Der Handel flaggt zur Feier des Tages.

— Nach einer reichlichen Fischmahlzeit erkrankte gestern Leonino de Souza, in Engenho de Dentro wohnhaft, samt seiner aus vier Köpfen bestehenden Familie unter Vergiftungserscheinungen. Ein eiligst herbeigerufener Arzt brachte durch Anwendung von Gegenmitteln die Familie ausser Gefahr bis auf die Hausfrau, deren Zustand zu Besorgnissen Anlass giebt.

— Der vorgestern hier festgenommene und in eine Zwangsjacke gesteckte Einbrecher Mousinho verübte im Gefängnis einen Selbstmordversuch, indem er seinen Kopf durch das Gitter zwängte und sich so zu erdrosseln versuchte.

— Auf der Zentralbahn wurde der Verkehr zwischen S. Paulo und Minas bei Kilometer 76 zwischen den Stationen Serra und Scheid durch einen Erdsturz unterbrochen.

— Die Arbeiten für die Natinalausstellung schreiten rüstig voran. Die Erd-aufschüttungen und Ausschachtungen werden mit Eifer gefördert. Das gesamte Ausstellungsterrain ist ein einziger, grosser Bauplatz. Ganze Berge von Holz, Ziegeln und anderem Baumaterial erheben sich dort, wo die verschiedenen Ausstellungspavillons erstehen sollen und die Veränderungen in und an den vorhandenen Gebäuden, welche in die Ausstellung einbezogen werden, sind so gut wie abgeschlossen. Es ist aber auch notwendig, dass mit Energie zugegriffen wird, denn die zur Verfügung stehende Zeit verringert sich von Tag zu Tag und das Eröffnungsdatum rückt bedenklich näher.

— Die von der hiesigen deutschen Kolonie veranstalteten Kaisergeburtstagsfeiern nahmen sämtlich einen glänzenden Verlauf. Dem Fest der «Germania»

wohnte der deutsche Gesandte Baron von Reichenau bei.

— Der in Rua Benjamin Constant 5 wohnende Julio Spiegel zeigte der Polizei an, dass ihm aus der Schublade seines Waschtisches Pretiosen von hohem Wert, darunter ein Perlenhalsband mit einem goldenen, brillanteubesetzten Stern und ein Paar mit Türkisen und Brillanten besetzte Ohrringe sowie eine silberne Börse mit 1\$200 Inhalt gestohlen wurden. Die Polizei fahndet nach dem Diebe.

Aus den Bundesstaaten.

Rio. Den Vertretern des Mikado muss selbst der Neid zuerkennen, dass sie eine aussergewöhnliche Rührigkeit entfalten, um unser Land kennen zu lernen. Kaum von seiner Exkursion nach dem Süden zurückgekehrt trat der japanische Gesandte Sadasutchi Uchida in Begleitung seines Legationssekretärs A. Meura und des japanischen Handelsherrn Irranaga gestern von Petropolis ein. Studienreise nach Minas an. Nach einer Konferenz mit dem minenser Staatspräsidenten in Bello Horizonte werden die Herren Ouro Preto und die Minen von Morro Velho besuchen. Am 9. Februar werden sie nach Petropolis zurückkehren.

— Sonntag Abend explodierte in Nictheroy das Alkoholdepot der in Rua Ascende do Rio Branco 193 gelegenen Destillation von Antonio de Oliveira. Menschen kamen glücklicherweise nicht zu Schaden. Den nachfolgenden Brand löschte die Feuerwehr.

— In der evangelischen Kirche zu Petropolis wurde aus Anlass des Geburtstages des Deutschen Kaisers ein Festgottesdienst abgehalten. Mittags fand aus demselben Grunde in der deutschen Gesandtschaft ein Gratulationsempfang statt.

Vom Tage.

Der japanische Gesandte, der unlängst erst den Süden Brasiliens besuchte und zwar in der ausgesprochenen Absicht, sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, ob derselbe sich für eine japanische Einwanderung eigne, befindet sich augenblicklich in Begleitung eines Gesandtschaftssekretärs und eines japanischen Handelsherrn auf einer Studienreise in Minas Geraes. Auch dieser Ausflug dient nicht dem Vergnügen, sondern hat einen sehr ernstzen Zweck. Mit anerkannter Rührigkeit ist die diplomatische Vertretung Japans in Petropolis bestrebt, alle Möglichkeiten und Aussichten kennen zu lernen und zu studieren, welche unser zukunftsreiches Land den rastlosen, zähen und genügsamen Vorkämpfern der gelben Rasse zu bieten vermag. Man darf ihr dies nicht verübeln, sie handelt von ihrem Standpunkt aus durchaus richtig, erfüllt nur ihre Pflicht dem eigenen Volke gegenüber; aber aus denselben Gründen steht uns das Recht zu, in Wahrnehmung berechtigter Interessen, die Akte der Japaner mit grösster Aufmerksamkeit zu verfolgen und rechtzeitig die Warnstimme zu erheben, wenn wir zu der Ueberzeugung kommen, dass sich da etwas vorbereitet, was nicht nur für unsere engeren Stammesgenossen, sondern für alle, welche zur Zeit auf brasilianischem Boden leben und arbeiten, für unsere zweite Heimat oder unser neues Vaterland von den übelsten Folgen begleitet sein muss.

Wir sind nicht die einzigen, welche in einer japanischen Immigration eine Gefahr erblicken und warnen nicht zum

ersten Male davor, dieselbe zu leicht zu nehmen. Wenn nichts anderes so sollte das Beispiel Nordamerikas — der Vereinigten Staaten wie Canadas —, welches sich mit Händen und Füßen gegen jeden weiteren Zuzug aus dem gelben Ostasien sträubt und die in seiner Mitte lebenden Japaner auf jede, oft nicht einmal ganz einwandfreie Art sich wieder vom Halse zu schaffen versucht, nachdenklich stimmen und unseren Regierenden eine grössere Reserve auferlegen, als diese bisher den japanischen Einwanderungs-Plänen gegenüber erkennen liessen.

Finden die ersten Zuzügler aus dem Reiche des Mikado hier, was sie suchen, und das ist für's Erste ja nicht zuviel, so wird bei dem Bevölkerungsüberschuss, unter dem Japan ersichtlich leidet, aus dem Immigrantebächlein, das so ungefährlich ausschaut, voraussichtlich bald ein gewaltiger Strom werden, der sich nicht mehr oder doch nur mit den ernstesten Schwierigkeiten eindämmen lässt. Dann wird die Stunde kommen, wo auch wir die jetzt so leichtfertig herbeigerufenen Geister gern wieder los werden möchten. Ob wir sie dann aber auch wieder los werden können, das erscheint uns bei einer Betrachtung der Zusammensetzung unserer Bevölkerung und ihres Charakters, welcher die nordamerikanische Rücksichtslosigkeit im Kampfe ums Dasein schwerlich in gleicher Stärke aufkommen lassen wird, doch sehr, sehr fraglich.

Wir werden von Japanern überschwemmt sein, ehe noch ihre ganze Gefährlichkeit, die heute an massgebenden Stellen rundweg abgestritten, für ein Phantasiegespinnst gehalten wird, soweit erkannt ist, dass man staatlicherseits auf Abwehrmassregeln sinnt.

Und dann dürfte es zu spät sein, den Schaden heilen zu wollen, den man sich selbst zufügte. Denn dass die Japaner, die sich nicht assimilieren, die zäh zusammenhalten und von nationalem Stolz auf die Grossmachtstellung ihrer Heimat erfüllt sind, im Ernstfalle ihre Position energisch wahrzunehmen und auch zu verteidigen wissen — eben auch dies haben doch die jüngsten Vorgänge auf dem nördlichen Teile unseres Kontinents klar und zur Genüge bewiesen.

Wir hatten früher einmal ausgeführt, dass unter der japanischen Konkurrenz in erster Reihe der sogenannte «Kleine Mann», sei er Landarbeiter oder Handwerker, würde zu leiden haben. Ihn trifft der Immigrantestrom der gelben Rasse zuerst und mit aller Wucht; aber auch die wohlhabenderen Schichten der Bevölkerung werden bei den Wechselbeziehungen des modernen Lebens in kurzer Zeit an sich verspüren welcher Art die Segnungen sind, die uns die bewusste und gewollte Besied-



Hamburguezes
Cornelia
Bella Bahiana
Iris
Maricotta
Prima

lung unseres Landes mit jenen bedürfnislosen, lohnrückenden und uns in ihrer ganzen Lebensauffassung so völlig fremden Ostasiaten brachte. Sie werden stets ein Fremdkörper in unserem staatlichen und gesellschaftlichen Organismus bleiben und diesen in seinem normalen Funktionieren stören und schädigen.

Weil wir von diesem Ausgange des gefährlichen, in seinen Endresultaten kaum übersehbaren Experiments der japanischen Einwanderung überzeugt sind, und weil wir sehen, dass an massgebenden Stellen einer solchen Immigration, anstatt ihr nach Kräften vorzubeugen, Vorschub geleistet wurde und die weitgehendste Förderung zuteil werden soll, können wir den Studienreisen des japanischen Gesandten, in denen die vorbereitenden Schritte für die gelbe Invasion zu erblicken sind, nicht ruhig und ohne ernste Besorgnis zuschauen.

Dass eine gelbe Gefahr für die kaukasische Rasse in der Tat existiert, darüber ist sich heutzutage alle Welt klar, das wird ernstlich nirgends mehr bestritten. Weil dem aber so ist, verstehen wir nicht, wie man diese vorhandene und überall gefürchtete Gefahr mit Vorbedacht auf sein eigenes Haupt herabbeschwören kann. Fast sieht es aus, als wollte Brasilien den grossen Blitzableiter für die Kulturwelt spielen. Ein selbstloser, aber höchst gefährlicher Beruf; und ein Land, das sich dazu hergibt, läuft Gefahr, zerschmettert zu werden.

* * *

Wir empfangen mit der gestrigen Europapost die «Frankf. Ztg.», die als durchaus liberales Blatt bekannt ist, und entnehmen wir ihrer politischen Wochenschau kommentarlos als Anhang zu unseren Zeilen die nachstehenden beiden kurzen, aber viel-sagenden Notizen:

«Wie den Amerikanern werden auch den Chinesen die Herren Japaner zu patzig. Auf die Angriffe japanischer Blätter auf China warnt neuerdings die «North China Daily News» Japan, den Bogen doch nicht zu überspannen. Bei solchen Provokationen dürfte es auf englische Unterstützung nicht rechnen»

«Graf Okuma weist den in England veröffentlichten Wortlaut seiner im Oktober in Kobe gehaltenen Rede als missverständliche Auffassung zurück. Er habe gesagt, dass Indien ein schönes Feld für den japanischen Handel darbiete und dass er an seine Landsleute die dringende Aufforderung richte, in ebenso offener wie ausdauernder Weise mit dem befreundeten England auf diesem Felde in freien Wettbewerb zu treten. Der imperialistische Tatendrang der Japaner wird nachgerade für die andern Völker etwas ungemütlich.»

São Paulo.

29. Januar 1908.

— Der Pariser Korrespondent des «Diario Popular» führt darüber Klage, dass unsere Nationalausstellung mit allen aus diesem Grunde geplanten Festen in Europa viel zu wenig bekannt sei. Andernfalls würden viele englische, deutsche und französische Millionäre gern diese Gelegenheit zu einem Besuch Brasiliens benutzen. — Ja, wo bleibt denn unsere kostspielige Brasilienpropaganda im Auslande?

— Baron Rio Branco teilte dem Staatspräsidenten mit, dass dem neuernannten schweizerischen Generalkonsul Albert Gertsch in Rio mit Jurisdiktion für unserem Staat Exequatur erteilt wurde.

— Der Ackerbausekretär unterbreitete gestern dem Staatspräsidenten das Dekret zur Unterzeichnung, durch welches den Herren Almerindo Gonçalves und Antonio Augusto Meyer Gonçalves das Privileg für eine Telefonverbindung zwischen Avaré und Pirajú, Fartura und Santa Cruz do Rio Pardo erteilt wird.

— Der deutsche Konsul, Herr Legationsrat Flügel, machte gestern dem Staatspräsidenten einen Besuch, um ihm für die Beglückwünschung zum Kaisergeburtstag zu danken.

— Der Bundespräsident wird während seines bevorstehenden Besuches der Einweihung folgender Bahnstrecken beiwohnen: Jacarehy—S. Paulo (Breitspur), Estrada de Ferro Noroeste do Brasil (110 Kilometer), Teilstrecke der Sorocabanabahn bis Paranapanema (40 Kilometer), Itararé-Linie (54 Kilometer).

— Der Ackerbausekretär richtete an den Staatspräsidenten eine Denkschrift über die Motive zur Forderung von 700 Contos für die landwirtschaftliche Propaganda in verschiedenen Handelszentren des Auslandes. Für die für diesen Zweck angestellten Beamten ist insgesamt ein Jahresgehalt von 500 Pfd. Sterl. vorgesehen. Dr. Cyro Costa soll für den Londoner Posten ausersehen sein.

— Prinz Karneval hat seine Visitenkarte abgegeben. Schon sieht man Masken auf den Strassen, schon hat das Confetti- und Parfümspritzen-Spiel begonnen und verschiedene Karnevalsgesellschaften treffen Vorbereitungen, der Mitwelt eine besondere Ueberraschung zu bieten. Da wir diesmal eine lange Faschingszeit haben, ist dem offiziellen und inoffiziellen Hofstaat des Narrenprinzen reichlich Gelegenheit geboten, sich auszutoben.

— Für die Zone von Ribeirão Preto ist, wie verlautet, eine französische Kapitalgesellschaft in der Bildung begriffen, welche das reiche Gebiet mit elektrischer Kraft für industrielle Verkehrs- und Beleuchtungszwecke ausstatten will.

— Der Geschäftsträger Portugals, Dr. Carlos de Castro Faria, der in Santos der

Enthüllung des Braz Cubas-Denkmales beigewohnt hatte, weilte gestern auf der Durchreise nach Rio in unserer Stadt und machte dem Staatspräsidenten einen Besuch.

Büchertisch. Wir empfangen No. 1 des vierten Jahrgangs von «Die Ernährung der Pflanze» (Mitteilungen des Kalisyndikats), die sich wiederum durch sehr lesenswerten Inhalt auszeichnet. Sie bringt neben anderem interessantem Lesestoff folgende Originalaufsätze: Prof. Dr. Stutzer-Königsberg: Düngungsversuche zu Johannisbeeren. Dr. P. Krusche: Fischzucht und Teichwirtschaft Ahsen des Kammerherrn Freiherrn von Twickel zu Stövern bei Salzbergen. — Ferner: «Die Blindarmentzündung, eine «moderne» Krankheit. Entstehen (Ursache), Bedeutung, Erscheinungen, frühzeitiges Erkennen (Frühdiagnose), Verhütung resp. operationslose Heilung; Bau und Verrichtungen der Verdauungsorgane.» Dargestellt und illustriert von Dr. med. Walter, Spezialarzt für physik-diät. Therapie. Leipzig, Verlag von Edmund Demme. (Preis 1,20 Mk.) «Blinddarmentzündung, Nervosität und Herzkrankheiten», sagt der Autor, «sind die Modekrankheiten unseres Jahrhunderts. Die Bakterien- und die Blinddarmfurcht unserer Tage sind meistens nichts, als Angstmeierei. Vorliegende Schrift soll deshalb vor Allem die Aufgabe haben, den allgemeinen Blinddarmschrecken zu heben, in der Erkenntnis, dass Verhüten am sichersten die Blinddarmentzündung beseitigt.» Da die Schrift gemeinverständlich gehalten und das Thema ja sehr aktuell ist, so kann die Lektüre empfohlen werden.

— Zu dem Thema «Propaganda-Kommission» schreibt dem Blumenauer «Urwaldsb.» ein Kolonist: «Was heisst Propaganda und wie wird Propaganda gemacht? Ich unterschätze nicht die Verdienste des Herrn Paula Ramos und seine Tüchtigkeit, aber Landarbeiter bringt er uns nicht aus Paris, denn in einer Grossstadt Propaganda für die Einwanderung nach Brasilien zu machen, ist Unsinn. Grossstädtische Elemente haben wir zur Genüge hier gehaht, und wir haben zum Teil recht trübe Erfahrungen mit ihnen gemacht. Die Leute wissen nicht, was sie hier wollen oder sollen. Man hat da so manches erlebt. Einer brachte einen Flaschenzug nebst starkem Hanftau mit, um damit die Bäume herauszureissen; ein anderer, der in Deutschland einjährig-freiwillig gedient hatte, setzte sich die Brille auf und ging täglich auf die Affenjagd, um sich Spiessbraten zu machen; ein dritter brachte einen grossen Ballen Messinggaze mit, um sich ein sicheres Haus gegen die Mosquiten zu hauen; aus dem Bau wurde aber nichts, und die Messinggaze wanderte meterweis zum Kaufmann und wurde in Cachaça umgesetzt. Auch mit Hilfe der Zeitungen kann keine erfolgreiche Propaganda ge-

macht werden, wenigstens in Deutschland nicht. Denn die Herren Gutsbesitzer und Ortsvorsteher wachen mit peinlicher Sorgfalt darüber, dass den Arbeitern ja kein Blatt in die Hände kommt, in dem auch nur die leiseste Andeutung über Auswanderung enthalten ist. Diese Herren wollen ihre Arbeitskräfte nicht gern verlieren oder zersplittern, und wenn doch einmal ein Blatt durchgeht, dann predigt der Herr Pfarrer auf der Kanzel: «Bleihe im Lande und nähere dich redlich, und hütet Euch vor den Seelenverkäufern, die Euch ins Elend locken. Auf diesem Wege ist also nichts zu erreichen. Was nützen da alle «hohen Verbindungen», Festessen und Kaffeekränzchen? Die Sahe muss anders angefangen werden. Wenn ein Mann, der drüben Land und Leute kennt und hier viele Jahre alle Freuden und Leiden des Kolonistenlebens selbst durchgemacht hat, nach Deutschland reist und sich mit der Landbevölkerung in Verbindung setzt, dann wäre es möglich, in kurzer Zeit einige Tausend Arbeiterfamilien anzuwerben. Namentlich müssten die Provinzen Brandenburg, Pommern, Ost- und Westpreussen ins Auge gefasst werden. Ich weiss nicht, ob diese Methode, Propaganda zu machen, an massgebender Stelle Verständnis findet. Ich weiss aber bestimmt, dass dies der sicherste und billigste Weg ist, wirkliche Arbeiterfamilien anzuwerben.» — Wir wollen diese Meinungsäusserung nicht Satz für Satz unterschreiben, sie enthält aber unseres Erachtens viel Wahres und nähert sich in ihrer Grundidee sehr unserer Auffassung, der wir unlängst an leitender Stelle Ausdruck gaben. Das Thema «Propaganda-Kommission» ist noch lange nicht erschöpft und wir werden wohl noch wiederholt darauf zurückzukommen haben.

— Herrn Dr. H. C. Schulmann, Professor an der Polytechnischen Schule, wurde ein Urlaub von sechs Monaten bewilligt.

— Die hiesige Agentur der Hamburger Feuerversicherungs-Gesellschaft «Albingia» übersandte uns einen geschmackvollen Wandkalender. Verbindlichen Dank für die nachträgliche Neujaarsgabe.

— Der Syrier Manuel Cuduh wollte sich mit der Spanierin Maria da Encarnação Labon verheiraten, als ein böser Landsmann anzeigte, dass der Bräutigam bereits dreimal in der Türkei verheiratet sei. Cuduh will beweisen, dass er ledig ist. Bis dahin bleibt die Auserwählte im Hause ihrer Eltern.

— Nach dem hiesigen «Commercio», der seine Kenntnis von fachmännischer Seite erhalten haben will, ist die Parahyba-Brücke in Gnararema zu schwach gebaut, um die Breitspurzüge der Centralbahn tragen zu können. Die Direktion soll auch bereits den Bau einer neuen

Brücke planen. Des Weiteren sei der Tunnel zwischen Jacarehy und Guararema, der ursprünglich nur für Schmalspurzüge gebaut wurde, trotz seiner Erweiterung für die neuen Züge noch ungeeignet. Die Kollegin sieht ein Unglück voraus. Wir wollen hoffen, dass sie zu schwarz sieht. Immerhin ist es besser, man deckt den Brunnen zu, ehe das Kind ins Wasser gefallen ist.

Polizeinachrichten. Die Polizei fahndet eifrig auf eine Person, welche in die Kofferdiebstähle des Nachtwächters Constantino Affonso der Paulista-Bahn in Campinas, der seine Räubereien nächtlicherweile im Gepäckraum ausführte, verwickelt sein soll. Man nimmt an, dass diese Person am 5. Juni 1907 den Wächter der Companhia Mac Hardy, João Pires, ermordete. — Der neunjährige Alfredo Cotricci drang gestern Nachmittag in das soeben von den bisherigen Mietern auf dem Umzuge verlassene Haus Rua Duque de Caxias 33 und fand daselbst 69\$. Damit wollte er in der gleichen Strasse ein Zweirad im Wert von mehr als 200\$ kaufen. Das fiel dem Geschäftsinhaber auf. Er rief die Polizei und der kleine Bursche gestand nach anfänglichem Leugnen ein, woher sein Geld stammte. Es wurde den rechtmässigen Besitzern eingehändigt.

— Gestern beehrte uns Hr. Jänicke, Regierungsbaumeister bei der preussischen Eisenbahndirektion Magdeburg, der bei Ablegung des Baumeisterexames für seine vorzüglichen Leistungen der Staatspreis für Studienreisen erhielt, mit seinem Besuch. Der genannte Herr, der heute nach Ribeirão Preto reiste, gab, aufmerksam geworden durch unsere Propaganda, Brasilien den Vorzug und bereut nicht, an den Deutschland näher gelegenen Ländern vorübergefahren zu sein und uns für seine Studienreise gewählt zu haben. Herr Jänicke bereiste zunächst die Staaten Bahia und Minas, wird sich jetzt das Eisenbahnnetz unseres Staates ansehen und dann den Süden besuchen. Das Resultat der Reise wird ein wissenschaftlicher Bericht an die preussische Regierung sein. Herr Jänicke, der gestern auch unserem Ackerhausekretär einen Besuch abstattete, hat nur Worte des Lobes über das freundliche Entgegenkommen und die bereitwillige Unterstützung, die ihm bisher seitens der brasilianischen Behörden zuteil wurde. Hoffentlich findet sein gutes Beispiel in der alten Heimat Nachahmung.

— In der vergangenen Woche starben hier 109 Personen. Davon gehörten 58 dem männlichen und 51 dem weiblichen Geschlecht an. 84 waren Brasilianer, 24 Ausländer, 1 von unbekannter Nationalität und 58 Kinder unter zwei Jahren. In derselben Zeit wurden 225 Geburten und 37 Eheschliessungen registriert.

— Vom 1. Februar an dürfen laut Verordnung der Präfektur, wie wir

wiederholen, Frachtwagen in der Zeit von 10 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Nachmittags auf den Strassen 15 de Novembro, S. Bento und Direita und auf der Praça Antonio Prado weder ein- noch ausladen.

— Das zum Besten der Maternidade im Jardim da Infancia veranstaltete Fest erbrachte das schöne Resultat von 23 Contos. In der vorgestrigen Lotteriezählung wurden folgende Loose gezogen: No. 038 (30 Pfund), 1663 (20 Pfund), 1609 (15 Pfund), 2412, 2105 und 1060 (10 Pfund) und 92 (5 Pfund).

— Von Campinas und Araras kehrte die Kommission zurück, welche vom Bundesrichter beauftragt worden war, die Kaffeebenefizierungsmaschinen «Ideal» der Companhia Mac Hardy zu beschlagnahmen, weil durch dieselben das Patent der nordamerikanischen Huntley Manufacturing Company verletzt worden ist. Bei der Mac Hardy Comp. in Campinas wurde keine «Ideal»-Maschine vorgefunden, wohl aber eine solche auf der Fazenda Santa Escolastica in Araras, welche die vorgenannte Firma geliefert hatte. Sie wurde beschlagnahmt.

— Bei der Verausgabung einer falschen 20\$-Note wurde gestern Abend 10 Uhr in dem dem Moulin Rouge benachbarten Schanklokal des Umberto Piacentini ein gewisser José Messina, der vor einiger Zeit im vorgenannten Theater bereits zwei solcher Scheine an den Mann gebracht hatte, ertappt und verhaftet. Es handelt sich um Noten der letzten Emission. Da der Polizei, wie verlautet, angezeigt wurde, dass sich im Besitz eines in unserer Stadt wohnenden Individuums falsche 20\$-Noten im Wert von 200 Contos befinden, ist bei Empfangnahme solcher Scheine grosse Vorsicht geboten.

Personalnachrichten. Mit dem Dampfer «Cap Roca», der vorgestern in Rio einlief, sind Frau Alwine Richter und Herr Daniel Heydenreich von Europa zurückgekehrt. Willkommen!

Bundeshauptstadt.

— Der Fall des in Paranaquá wegen der «Guasca»-Katastrophe zurückgehaltenen argentinischen Dampfers «San Lourenço» wird zu keinen diplomatischen Schwierigkeiten führen. Baron Rio Branco erklärte, die ganze Angelegenheit sei lediglich eine Sache der zuständigen Gerichte. Die Besatzung des Dampfers besteht durchweg, einschliesslich des Kapitäns, aus Spaniern und Italienern.

— Der Bundespräsident wird Dr. Ruy Barbosa zu Ehren ein grosses Bankett geben, an dem alle Minister und sonstigen hohen Staatswürdenträger teilnehmen sollen. Bei dieser Gelegenheit wird dem Gefeierten eine goldene Erinnerungsmedaille an die Haager Friedenskonferenz überreicht werden.

— In Kürze wird Dr. Joaquim Mur-
tinho, Finanzminister während der Prä-
sidentschaft Campos Salles, eine Europa-
reise antreten.

— Ein orkanartiger Sturm entwurzelte
gestern Nachmittag zahllose Bäume und
erschwerte die Landung der Nietheroy-
Fährdampfer.

— Nach dem Genuss verdorbener Sar-
dinen erkrankten vier Kinder unter Ver-
giftungserscheinungen. Trotz sofortiger
ärztlicher Hilfe starb eins derselben;
der Zustand der anderen gibt zu Bes-
sorgnissen Anlass.

— Der schon mehr berüchtigt als
berühmt gewordene Prozess gegen den
Mörder Eugenio Rocca, den Haupthelden
des furchtbaren Rua da Carioca-Dramas,
macht erneut von sich reden. Nicht dass
er nun endlich zu Ende geführt worden
wäre, sondern dadurch, dass versucht
worden ist, die Prozessakten zu stehlen!
Der Plan ist missglückt, aber Zeit wird
es nun doch, dass über den Banditen
der Richterspruch gefällt wird.

— Das während des Aufenthaltes des
nordamerikanischen Geschwaders in-
stallierte Informationsbureau wechselte
80,000 Dollars und verkaufte 30,000
Postkarten sowie 5000 Briefmarken.
Speisemarken, Exkursionsbillets u. s. w.
wurden im Gesamtwert von 15:845\$900
ausgegeben.

Aus d n Bundesstaaten.

Santa Catharina. Am 3. Weih-
nachtsfeiertage sassen im Geschäftshaus
des Herrn Klemens Kretschmar am Be-
nedicto Novo, Blumenau, einige Koloni-
sten beim Kartenspiel, an dem sich auch
der Wirt beteiligte. Drei Brasilianer
standen um den Tisch herum, redeten
in das Spiel hinein und machten sich
derart lästig, dass sie hinausgewiesen
werden mussten. Vor der Tür lärmten,
schimpften und drohten sie, sodass sich
Richard Kretschmar, ein Verwandter des
Wirts, und der Kolonist Heinrich Maass
veranlasst sahen, hinauszugehen, um
Ruhe zu stiften. Kaum waren sie draussen,
als sie von den Handelsuchern mit
Messern angegriffen wurden. Während
es Herrn Kretschmar gelang, die ihm
zugesetzten Messerstiche mit einem
Stock abzuwehren, erhielt Maass, der
nichts in der Hand hatte, einen tödlichen
Stich in den Leib; schon nach einer
Viertelstunde gab der Unglückliche seinen
Geist auf. Er hinterlässt eine Frau u. 8 Kin-
der, von denen noch keins erwachsen ist.
In einem Nachtrag zu dieser Meldung
berichtet «Urwaldst.»: Die Verweisung
der drei Brasilianer aus dem Lokale von
Kretschmar, wo sie die Gäste belästigten,
war ganz in der Ordnung. Draussen
aber sind sie, wie uns versichert wird,
von Richard Kretschmar und Heinrich
Maass angegriffen worden, wobei der
letzte seinen Tod fand. Die gericht-
liche Untersuchung ist bereits im Gange.

Telegramme der Woche.

Deutschland.

— Im Reichstag interpellierten heute die
Sozialdemokraten die Regierung über die
preussische Wahlrechtsfrage. Fürst Bülow
lehnte eine Diskussion der Interpellation
mit der Begründung ab, dass es sich da-
bei um eine interne preussische Angelegen-
heit handele.

— In Köln ging der neueste Peters-
Prozess zu Ende. Der angeklagte Korre-
spondent der «Köln. Ztg.», von Bennigsen,
wurde zu einer Geldstrafe von 100 Mark
verurteilt.

— Der Prozess gegen die Grafen Hohe-
nau und Lynar endete mit Freisprechung
des Ersteren und Verurteilung des Letz-
teren zu 15 Monaten Gefängnis.

— Die betreffende Kommission des Reichs-
tags befürwortete die Forderung von acht
Millionen Mark des Kriegsministeriums
zur Beschaffung eines Automobil-Corps für
das deutsche Heer.

— Aus Warschau wird telegraphiert, dass
der Gouverneur von Polen die Suspension
eines dort erscheinenden Witzblattes an-
ordnete, weil dasselbe die Bevölkerung zu
Boykott der deutschen Waaren auf-
reizte.

— Mehrere deutsche Touristen stürzten,
wie aus Belluno, Norditalien, gemeldet
wird, in der Agordina-Schlucht ab. Sie
fanden dabei sämtlich den Tod.

— Der greise sozialdemokratische Partei-
führer August Bebel ist schwer an einem
Herzleiden erkrankt.

— Die offiziellen Blätter enthalten sich
jedes Kommentars zur Diskussion der Ma-
rokkofrage in der französischen Deputier-
tenkammer. Die «Voss. Ztg.» vermisst in
den Ausführungen Pichons die Klarheit
und fordert die Räumung von Dar-el-Beida.
Der Pariser Korrespondent der «Köln. Ztg.»
bezeichnet die auf deutsche Hegemonie-
bestrebungen in Europa bezüglichen Aus-
führungen Delcassé's als eine historische
Lüge.

Oesterreich-Ungarn.

— Unter grossem Gepränge wurde der
verstorbene Grossherzog von Toscana zur
lgzten Ruhe bestattet. Kaiser Franz Joseph
wohnte der Leichenfeier bei.

Schweiz.

— Der Pianist Toselli, der Gatte der
Ekkronprinzessin von Sachsen, gab in
Genf ein Konzert, das sich eines guten
Besuches zu erfreuen hatte. Seine Gattin
nahm, weil sie infolge des Ablebens ihres
Vaters, des Grossherzogs von Toscana,
Trauer hat, daran nicht teil. Toselli soll
an einer komischen Oper arbeiten.

Holland.

— Ein bisher unbekannt gebliebenes
Schiff kollidierte mit dem von Harwich
kommenden englischen Dampfer «Amster-
dam». Der letztere sank. Gerichtsweise
verlautet, dass bei der Katastrophe 20
Passagiere ertranken. Genaue Mitteilungen
über das Unglück stehen noch aus.

— Die letzten Nachrichten über den
Schiffbruch des Dampfers «Amsterdam»
besagen, dass bisher noch ein Rettungs-
boot mit ca. 20 Insassen fehle. Die Hafent-
polizei lässt trotz des dichten Nebels der
letzten Tage danach suchen.

Italien.

— In Bologna drangen Sozialisten in
eine Kirche, behielten den Hut auf, rauch-
ten und unterhielten sich laut. Die an-
wesenden Gläubigen waren darüber empört
und zwangen die Störenfriede, das Gottes-
haus zu verlassen. Die Folge war ein
grosser Konflikt, in dem zwei Menschen
getötet und zahlreiche Personen verwundet
wurden.

— Gelegentlich einer Kollision von zwei
Vorstadtzügen in Mailand benutzten Räu-
ber die allgemeine Verwirrung und stahlen
einen Postsack mit 10.000 Liras Inhalt.

— In Turin entgleiste infolge des die
Schienen bedeckenden Glatteises ein Per-
sonenzug, wobei mehrere Passagiere leichte
Verletzungen erlitten.

— Professor Enrico Ferri, wurde zu einer
Vortragstournee durch Brasilien, Argen-
tinien, Uruguay, Paraguay, Chile und Peru
verpflichtet. Er erhält dafür das runde
Sümmchen von 100.000 Liras.

— Ein sensationeller Schwurgerichts-
prozess hat in Rom sein Ende gefunden.
Ein achtzigjähriger Greis Namens Cambri-
ani war darüber empört, dass sein Schwie-
gersohn seine Tochter fortwährend miss-
handelte. Es kam dieserhalb zwischen den
beiden Männern zu einem ernstesten Konflikt,
in dessen Verlauf der Schwiegervater den
Schwiegersohn tötete. Nach vollbrachter
Tat stellte sich Cambriani der Polizei mit
den Worten: «Ich tötete meinen Schwieger-
sohn, der meine Tochter von Tag zu Tag
langsam hinmordete. Ich habe lange genug
gelebt; nehmt mich fest!» Cambriani
wurde einstimmig freigesprochen.

— Ein Unbekannter suchte bei der Sta-
tion Crevalcare einen Personenzug zur Ent-
gleisung zu bringen. Sein Beginnen wurde
kurz vor Passieren des Zuges entdeckt und
verieitelt. Die Behörde leitete eine strenge
Untersuchung ein.

— In Palermo garieten vor dem Schwur-
gericht zwei Angeklagte in Streit, wobei
der eine dem anderen das Gesicht mit
einem Glasscherben zerschchnitt.

— In Palermo erschoss der Pater Billardo
nach vorausgegangenem Wortstreit seinen
Vetter Maltiratto mit dem Revolver. Der
verbrecherische Diener Gottes wurde ver-
haftet.

— Bei einem Hauseinsturz in Eergamo
wurden elf Personen verschüttet, von denen
vier dabei den Tod fanden.

— Das im Grande Hotel zu Rom zu
Ehren von Dr. Rodrigues Alves gegebene
Diner entbehrte nicht eines politischen
Beigeschmacks. An dem Zweckessen nah-
men ausser dem Gefeierten der brasilianische
Geschäftsträger, das Gesandtschafts-
Personal die Minister des Aeusseren, der
Finanzen, des Krieges, der öffentlichen
Arbeiten, verschiedene Ministerialsekretäre,
südamerikanische Gesandte, der bekannte
Schriftsteller Gabriel d'Annunzio und an-
dere Personen von Bedeutung teil. Der
brasilianische Geschäftsträger trank auf
das Wohl Italiens, das italienische Königs-
haus und die in Brasilien lebenden italie-
nischen Emigranten. Der Minister des
Aeusseren dankte mit einem Toast auf
Brasilien und seine Repräsentanten. Dr.
Rodrigues Alves sang den italienischen
Einwanderern in Brasilien ein Loblied und
feierte das von ihm bewunderte Italien.

— In Palermo schlossen sich die Hafent-
arbeiter und Metallgiesser dem Streik an.
— Der Papst will in einem Teil der
vaticanischen Gärten sich einen zoolo-
gischen Garten einrichten.

— Bei einer Bootfahrt in Spezzia er-
tranken Ludovico Loria und Frau Gemma
Perosini, zwei angesehene Mitglieder der
dortigen Gesellschaft.

— Leutnant Cibelli verliess Addis Abeba,
um das Kampffeld bei Lugh zu besichtigen
und die Leichen der Hauptleute Molinari
und Bengiovanni von dort zu holen.

Frankreich.

— Am Jahrestage des Todes des grossen
Komponisten Giuseppe Verdi findet im
Konservatorium zu Mailand eine würdige
Gedenkfeier statt.

— «Financial News» kündigt in seiner
Pariser-Ausgabe für Brasilien eine schwere

Finanzkrise für die Monate April bis Juni an.

— Vor der Wohnung des Ministerpräsidenten Clemenceau explodierte eine Petarde. Ein als Täter verhaftetes Individuum, das angibt, Isidor Werth zu heißen, behauptet, es habe sich nur um einen «Scherz» gehandelt.

— In der Deputiertenkammer kam es zu einer Marokko-Debatte, in deren Verlauf der Ministerpräsident Clemenceau erklärte, er würde den legitimen Sultan nicht militärisch stützen. Der Ex-minister des Aeusseren versuchte seine englisch-französische Entente-Politik zu rechtfertigen und Jaurès forderte, dass Frankreich sich völlig im Rahmen der Algeciras-Akte halte, was eine blutige Eroberungspolitik ausschliesse.

— Ueber den Zwischenfall an Bord des Panzerkreuzers «Viktor Hugo» verlautet in Paris, dass die Besatzung sich weigerte, wegen des herrschenden hohen Seeganges, der den Kreuzer selbst gefährdete, dem Transportschiffe «Eive» Hilfe zu bringen.

— Der Justizminister ordnete an, dass bei der Auswahl von Geschworenen fortan auch Arbeiter berücksichtigt werden sollen.

— Der Anti-Militarist Hervé wurde von der Advokaten-Kammer seiner Propaganda wegen ausgestossen. Der Anwalt protestierte dagegen. Nun wollen seine ihm als Berufsgericht vorgesetzten Kollegen die Sache noch einmal prüfen.

— Die Marokkofrage wird von Tag zu Tag komplizierter. Die Erklärungen, welche Exminister Delcassé in der Deputiertenkammer abgab, bilden das Tagesgespräch. Die Presse, welche ihn seinerzeit scharf verurteilte, ist heut seines Lobes voll. Die vereinigten Sozialisten bekämpfen Delcassé nach wie vor aufs schärfste. England unterstützt, wie es heisst, die französische Politik weiterhin. Russland, Italien, Belgien, Spanien und die Schweiz stehen ihr, wie verlautet, sympathisch gegenüber, Oesterreich-Ungarn feindselig; Deutschland sei schwer gereizt. Man erwartet, dass der Minister des Aeusseren Pichon den Eindruck der Erklärungen Delcassés abzuschwächen versuchen werde. Die englische Presse beurteilt die Haltung Delcassés verschieden. Die «Frankfurter Zeitung» ist der Ansicht, dass die Mächte nun eine neue Marokko-Konferenz einberufen müssten.

— Der Erzbischof von Paris, Kardinal Richard, liegt im Sterben.

— Ein aus Tanger in Paris eingelaufenes Telegramm besagt, dass die französischen Truppen am 24. d. Mts. den Mauren wenige Kilometer von Aubourg (?) eine schwere Schlappe beibrachten. Die Verluste der Letzteren seien bedeutend gewesen, während man auf französischer Seite nur wenige Verwundete gezählt habe.

— In Paris starb im hohen Alter von 89 Jahren der Erzbischof Kardinal François Maria Benjamin Richard.

— In der heutigen Sitzung der Deputiertenkammer wurde die Marokkofrage weiter diskutiert. Cochin erklärte, Frankreich werde bei der Durchführung seiner Kulturmission in Marokko bei den europäischen Mächten auf keine Schwierigkeiten stossen.

— Bei dem Kaisergeburtstags-Bankett in Paris erklärte der deutsche Botschafter Fürst Radolin, dass die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich zur Zeit durchaus herzliche seien.

England.

— Die Werftarbeiter Nordost-Englands beschlossen in einer zu New-Castle abgehaltenen Versammlung, in den Ausstand zu treten. Man erwartet jeden Augenblick die Streikerklärung.

— Heute Morgen ordnete die Admiralität unerwartet die Mobilisation der Heimatsflotte an. Sie will feststellen, in welcher Zeit sich dies für den Kriegsfall bewerkstelligen lasse.

— Es bestätigt sich, dass der englische Zuchthengst «Cyllene» des Lord Beresford für 25.000 Pfund Sterling nach Argentinien verkauft wurde.

— Die Aerzte des Londoner Hygiene-Amtes erklärten das in gefrorenem Zustande eingeführte Fleisch für gesundheitsschädlich.

— Der auf der Ausreise nach dem La Plata begriffene Dampfer «Huddersfield» erlitt bei Hartlandpoint Schiffbruch. Das Schiff ist völlig verloren.

Russland.

— Im Stoessel-Prozess erklärte Oberst Verschinnow, der General und seine Frau hätten während der Belagerung Port Arthurs zu hohen Preisen Fleisch, Hühner, Eier und Milch an die Kranken verkauft und daraus grossen Gewinn gezogen. Die Aussage erregte grosse Sensation und hatte lebhafteste Proteste des Angeklagten zur Folge.

Spanien.

— Bei Corunna strandete der Dampfer «Cabo Tostosa». Das Schiff gilt für verloren. Die Besatzung und die Passagiere wurden gerettet.

— Das Kriegsgericht zu Tarragona verurteilte den Chef der letzten Carlisten-erhebung zum Tode und drei seiner Genossen zu lebenslänglichem Kerker. Der Anwalt der Angeklagten protestierte gegen dieses Urteil und erklärte, dass Tribunal sei inkompetent, da der Fall vor ein Zivilgericht gehöre.

Portugal.

— Der deutsche Gesandte ermässigte in der Entschädigungsfrage der Madeira-Santorien die deutsche Forderung auf 500.000 Pfund Sterling.

— In Lissabon entdeckte die Polizei ein geheimes Waffenlager. Damit im Zusammenhang sollen die Verhaftungen zweier Geschäftsleute und einer Anzahl republikanischer Journalisten stehen.

— Der Regierung wurde eine Verschwörung gegen das Leben der Mitglieder des Ministeriums denunziert. Die Polizei verhaftete daraufhin mehrere in den Plan verwickelte Republikaner und einige oppositionelle Monarchisten. Die polizeilichen Nachforschungen dauern fort.

— Mit der gestern als entdeckt gemeldeten Verschwörung gegen das Leben des Ministerpräsidenten, der bei Gelegenheit der dem Herzog der Abruzzen zu Ehren veranstalteten Feste ermordet werden sollte, war eine bewaffnete Erhebung geplant. Die Garnison Lissabons wurde mobilisiert; das Haus des Ministerpräsidenten wird scharf bewacht; zahlreiche Bewohner verlassen aus Furcht vor ersten Konflikten die Hauptstadt. (Und der Brasilienbesuch des Königs von Portugal? D. R.)

— Ueberall im Lande herrscht völlige Ruhe. Die politischen Gruppen diskutieren lebhaft die Situation. Die Republikaner veröffentlichten ein Manifest, in dem es heisst, die Diktatur habe den Weg der Verfolgungen beschritten; sie bekämpften nicht die Männer der Monarchie sondern deren Bedrückungen. Die Sache der Republik sei ihnen so heilig wie die Unabhängigkeit und Ehre des Vaterlandes.

— Ministerpräsident João Franco unterzeichnete, wie über Madrid gemeldet wird, das Dekret, durch das die Ausweisung der ausländischen Zeitungskorrespondenten verfügt wird.

— Verschiedene Truppenkörper sollen ihre Waffen unbrauchbar gemacht haben.

Die Regierung sah sich genötigt, das 1. und 16. Infanteriebataillon zu entwaffnen.

— In Lissabon wurden, wie ebenfalls über Madrid telegraphiert wird, bereits 2000 Personen, darunter zwei Hauptleute der Munizipalgarde und drei Polizeikommissare, verhaftet.

— Ministerpräsident João Franco erklärte dem Lissaboner Korrespondenten des «Martin» gegenüber, die ins Ausland telegraphierten Alarmdepeschen über die politische Lage in Portugal seien völlig unbegründet. Wohl seien verschiedene Verhaftungen vorgenommen worden und würden vielleicht noch weitere erfolgen, aber alle Betroffenen würden vor die ordentlichen Gerichte gestellt werden. Das Gerücht von einer Militärverschwörung habe auch nicht die geringste Unterlage.

Vereinigte Staaten.

— Im Staate New-York wurde ein Gesetz angenommen, das den Frauen an öffentlichen Plätzen das Rauchen verbietet. (Wunderbar! Das Land der Freiheit und der Frauenemanzipation erscheint uns in seinen gesetzlichen Aeusserungen immer rätselhafter. Prohibitionskoller, Sonntagshefte, Rauchverbot für Frauen — die persönliche Freiheit dürfte zur Zeit in den Vereinigten Staaten mit am schlechtesten dran sein. D. R.)

— In Clarkville wurden bei einem Konflikt zwei Neger getötet und einer schwer verwundet.

— Nach den Sandwich-Inseln gingen zwei weitere Kriegsschiffe, der Kreuzer «Demaines» und das Kanonenboot «Cayle», in See.

— In S. Francisco, Californien, wurden zwei japanische Spione verhaftet. Zahlreiche dort und anderwärts wohnende Japaner schicken sich an, das Land zu verlassen, weil sie einen amerikanisch-japanischen Krieg für nahe bevorstehend halten.

— Eine Feuersbrunst zerstörte in Portland, Staat Maine, die «Portland City-Hall». Der angerichtete Brandschaden beträgt eine Million Dollars.

— In New York herrscht grimmige Kälte. Der Schnee, der stellenweise 40 Centimeter hoch liegt, hat Verkehrsstörungen, namentlich bei den Telegraphen- und Telephon-Linien, und Unglücksfälle zur Folge. In die Hospitäler wurden nicht weniger als 341 Opfer der Schneefälle und Kälte eingeliefert. Drei Dampfer hatten bedeutende Verspätungen. An Bord erfroren vier Menschen.

— In New York fand die Vermählung von Miss Gladys, Tochter des Multi-Millionärs Vanderbilt, mit dem ungarischen Grafen Szechas statt. Die Mitgift beträgt über fünf Millionen Dollars.

— Elihu Root und der französische Botschafter unterzeichneten in Washington ein wechselseitiges Uebereinkommen, nach welchem die Vereinigten Staaten den Importzoll auf französische Schaumweine um 20 Prozent ermässigen, wofür Frankreich auch fortan amerikanischen Produkten gegenüber den Minimaltarif in Anwendung bringen wird.

China.

— Die Regierung soll auf deutschen Werften 4 Kreuzer und 40 Torpedoboote bestellt haben.

Japan.

— Die Regierung verbot die weitere Auswanderung nach den Hawaii-Inseln. Nicht betroffen von dem Verbot werden diejenigen, welche auf dem Archipel lebende Angehörige haben.

Die guten Beziehungen zwischen Japan und England haben eine Trübung durch die Massnahmen, welche Kanada traf, um die japanische Einwanderung einzuschrän-

n, und denen man in London nach japanischer Auffassung, nicht energisch entgegen getreten ist. Immerhin sucht man England zu sehr als Gegenwicht gegen die Vereinigten Staaten, als dass man es auf einen Bruch mit dem dortigen Bundesgenossen ankommen lassen würde. Um aber die überschüssige Bevölkerung unterzubringen, sind die Augen der Regierung des Mikado mehr als je auf Amerika gerichtet, das von Japan aus durch Emigranten mehr und mehr bevölkert wird. (Wenn die Regierung des Mikado nicht ihr Augenmerk in ihrem Dilemma nicht anscheinend auch mehr und mehr auf Brasilien richten wollte. Es wäre für uns wirklich kein Segen, wenn uns die Emigrantenmassen aus dem äussersten Osten, welche die Vereinigten Staaten und Kanada nicht haben wollen, überhewemten. D. R.)

Argentinien.

— In einem Modewaarenmagazin in Buenos Aires brach Feuer aus. Acht Menschen wurden schwer verletzt. Der angelegte Brandschaden wird auf rund 1000 Montos geschätzt.

— Ein heftiger Brand zerstörte in Santa Rosa einen Waldkomplex von mehr als 12 Quadrat-Leguas Ausdehnung.

— In Buenos Aires trafen drei auf einer Übungsfahrt begriffene japanische Kreuzer ein.

— Ein heftiges Hagelwetter entlud sich gestern über Buenos Aires und richtete grossen Schaden an.

— Hier herrscht zur Zeit wieder einmal der grösste politische Wirrwarr, der die grössten Folgen nach sich ziehen kann. General Julio Roca erklärt die durch Dekret verfügte Schliessung des Parlaments für eine Vergewaltigung sondergleichen. Die Truppen sind in den Kasernen konzentriert. Dass Präsident Alcorta die Absicht habe, Roca zu verbannen, wird dezentriert.

— Die auf dem Kriegsfusse befindlichen Indianer des Chaco griffen eine Kavallerieabteilung an und jagten sie in die Flucht.

— Aus Buenos Aires, wo er sich seit vorigem April aufhielt, verduftete der Nordamerikaner Ruffin Barrow, ein Gauner, der sich mit seinen guten Manieren als Gentleman aufzuspielen wusste und in den besten Gesellschaftskreisen verkehrte. Es war ihm auf diese Weise gelungen, das Herz einer jungen Dame aus einer der ersten Familien zu erobern und sie zu ehelichen. Gestützt auf die angesehene Verwandtschaft wusste er dann Betrügereien grossen Stils auszuführen. Als die Polizei sich mit seinen Machenschaften zu beschäftigen begann, schüttelte er den Staub Argentiniens von seinen Füssen, liess seine Frau, die sich in gesegneten Umständen befindet, im Stich und flüchtete anscheinend nach Europa. Die Polizei der La Plata-Republik erliess hinter dem Gauner einen Verhaftungsbefehl und ersuchte die Polizeibehörden der anderen Länder unter Beigebung einer Photographie des Ehrenmannes um seine Festnahme.

— Das Kongressgebäude ist seit gestern von Truppen bewacht, die den Parlamentsmitgliedern den Eintritt verwehren, welche sich dieserhalb in einem Privathause versammeln mussten. Präsident Alcorta ist entschlossen, zu Gewaltmitteln zu greifen, falls sich der Kongress seiner dekretierten Auflösung widersetzt. Unter der Bevölkerung von Buenos Aires herrscht grosse Aufregung. Man befürchtet, dass es am 4. Februar, dem Jahrestage der Revolution, zu ernstesten Ereignissen kommen werde.

Chile.

— Der Schaden, den die furchtbare Feuersbrunst in der Stadt Temuleo an-

richtete, wird auf drei Millionen Pesos geschätzt. Mehr als 1500 Personen sind obdachlos. Die Regierung bewilligte zur Unterstützung der Geschädigten 300.000 Pesos.

— In Santiago traf ein Repräsentant des brasilianischen Lloyd ein, zum Vorstudien für die Einrichtung einer regelmässigen Dampferlinie der genannten Schiffahrtsgesellschaft nach den Westhäfen unseres Kontinents zu machen.

— Eine Feuersbrunst verwüstete, wie aus Santiago telegraphiert wird, den Bahnhof der Polla-Hueque-Bahn. Der Güterschuppen wurde ein Raub der Flammen. Trotz schneller Löschhilfe wurde bedeutender Schaden angerichtet.

Peru.

— An Bord des chilenischen Schiffes «Huasca» brach Feuer aus. Die gesamte Ladung ist verloren.

— In Lima trafen die deutschen Weltwanderer Friedrich Tumber und Wilhelm Frey ein, welche am 1. Mai vorigen Jahres in Buenos Aires den Marsch nach New York antraten.

Uruguay.

— In Montevideo wurde der amerikanische Studentenkongress offiziell eröffnet und Miranda (Uruguay) zum Präsidenten, Nelson Libera (Brasilien) zum Vizepräsidenten erwählt. An dem Kongress nehmen 22 Brasilianer teil.

Notizen.

— Die Lage in Persien ist trotz des Rückzuges, den der Schah dem Parlamente gegenüber angetreten hat, keineswegs rosig. Da sich die Ohnmacht des Schahs erwiesen hat, so werfen sich die Abgeordneten zu Herren auf. Sie verlangen, dass der Schah seinen auf den Koran geleisteten Eid, die Verfassung zu respektieren, vor den beglaubigten Vertretern der fremden Mächte wiederhole. Auch zu diesem Zugeständnis hat sich der Schah bereit erklärt, und am zweiten Weihnachtstage sollte der feierliche Akt der Eidesleistung in Gegenwart von Abordnungen der Regierung, des Parlaments und der ausländischen Vertretungen vor sich gehen.

— Ein japanischer Offizier, der sich gegenwärtig in Nizza aufhält, richtete einen Brief an eine Pariser Zeitung, in welchem er dagegen protestiert, dass man Japan für eine minderwertige Nation halte. Schon jetzt rangiere es vor Italien und Spanien. Auch findet er es unbegreiflich, dass Nordamerika die Hefe der ganzen Welt aufnehme und die tüchtigen und genügsamen Japaner zurückweise.

— Die Juden in den Ver. Staaten zählen nach dem amerikanischen, jüdischen Jahrbuch dermalen 1 777,185 Köpfe. Nur in Russland mit etwas über fünf Millionen und in Oesterreich-Ungarn mit wenig mehr als 2 Millionen, gibt es mehr Juden als dort. In dem mit 30. Juni 1907 endenden Fiskaljahr waren ihrer 134,113 in Amerika eingewandert. Die Ver. Staaten zählen derselben Quelle gemäss mehr Juden als Deutschland, Grossbritannien, Frankreich, Italien, Marokko, Türkei, Spanien, China, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Peru und Kreta zusammen genommen. Die jüdische Bevölkerung der ganzen Erde wird mit 11.585,200 angegeben.

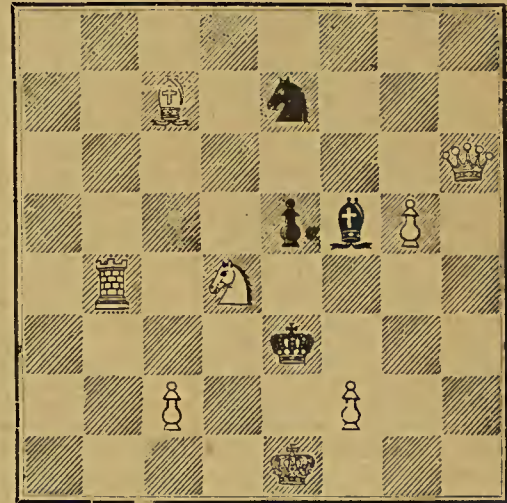
— Das Darniederliegen von Handel und Industrie infolge der geschäftlichen Krisis veranlasst jetzt die amerikanischen Be-

hörden, vor weiterer Auswanderung nach Amerika zu warnen. Einem Telegramm von Ottawa (Canada) zufolge hat die canadische Regierung ihre Vertreter in Europa telegraphisch angewiesen, die Einwanderung nach Canada in diesem Winter nicht zu ermutigen. Inzwischen hält der starke Rückstrom der amerikamüden Auswanderer noch immer an.

Schach.

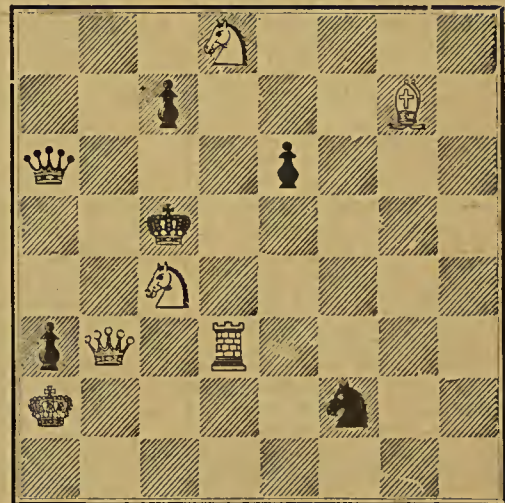
31. Januar 1908.

Aufgabe Nr. 246
von Walter Pulitzer New York.



Weiss 8 Steine. — Schwarz 4 Steine.
Mat in 2 Zügen.

Aufgabe Nr. 247
von F. L. Kuskop.



Weiss 6 Steine. — Schwarz 6 Steine.
Mat in 2 Zügen.

Lösung der Schach-Aufgabe Nr. 244

D g 1

Lösung der Schach-Aufgabe Nr. 245

L c 6

Richtige Lösungen gingen ein von: Frl. Dora, Gardenia, den Herren Lipman, Bade, Lobo, S. Preuss, Dr. Mauricio Lewy, Emanuel Reissfurth, und Joseph Bauer (Rio).

Laut telegraphischer Mitteilung aus Petersburg, starb daselbst der berühmte Schachmeister, Herr Tschigorin.



Landwirtschaftliches.

Sandboden ist wenig geeignet, die im Stallung enthaltenen Nährstoffe zu zersetzen und aufzunehmen. Selbst bei guter Düngung besteht daher die Gefahr einer Fehlernte. Am besten ist es, mässig zu düngen, etwa 200—240 Doppelzentner auf den Hektar. Oeftere geringere Düngung ist vorteilhafter, als eine starke, bei der auf eine mehrjährige Nachwirkung gerechnet wird.

Leinsamen als Heilmittel. Es giebt Gegenden, wo man keinen Lein (Flachs) zum Zwecke der Gespinnstfaser baut, wohl aber kleinere Flächen damit bestellt, um Leinsamen zu gewinnen, der im Viehstalle als Heilmittel Verwendung findet. Leinsamen in Wasser aufgeweicht, wird lauwarm verabreicht bei katarrhalischen Leiden, nachdem er etwa 12 Stunden in demselben sich befunden und der unter der Samenschale befindliche Schleim sich dem Wasser mitgeteilt hat. Aeltere Landwirte geben eine Abkochung von Leinsamen während der Zeit des Haarwechsels der Tiere im Frühjahr und Herbst. Wöchentlich wird für jedes Pferd zweibis dreimal eine Handvoll Leinsamen in 6—7 Liter Wasser abgekocht und den Tieren die Abkochung 3—4 Wochen lang lauwarm gegeben. Der Haarwechsel geht hierdurch leicht von statten, das Haar wird glatt und glänzend und die Druse, die während dieser Jahreszeit nicht selten auftritt, zeigt sich entweder gar nicht, oder geht bei entsprechender Schonung leicht vorüber. Trächtigen Kühen giebt man etwa 3 Wochen vor dem Kalben täglich eine Handvoll gekochten Leinsamen ins Saufen. Hierdurch wird namentlich auf die Milchergiebigkeit der Kühe nach dem Kalben günstig eingewirkt. Leinsamenabkochung ist auch ein gutes Mittel bei entzündlichen Zuständen der Verdauungsorgane und bei Verstopfungen. Der Schleim, der beim Kochen der Leinsamen sich im Wasser verteilt, wirkt einhüllend auf die entzündeten Schleimhäute der genannten Organe. Bei Ferkeln, die infolge von Verdauungsstörungen oder Erkältungen sich nicht gut weiter entwickeln wollen, leistet abgekochter Leinsamen oft sehr gute Dienste. Der Anbau bzw. die Verwendung von Leinsamen zu den genannten Zwecken nimmt leider in den bäuerlichen Wirtschaften mehr und mehr ab, zum Nachteil dieser Betriebe. Möchte die gute alte Einrichtung, die manchen bedeutenden Viehschaden abgewendet hat, wieder allgemein Eingang finden!

Für **Taubenschläge** wird eine Bedeckung des Fussbodens mit Sägemehl als besonders zweckdienlich empfohlen, insofern dadurch die Verbreitung von Ungeziefer wirksam hintangehalten wird. Zum Reinigen der Fussböden erweist sich gelöschter und zerfallener Kalk, der auch in die Fugen und Ritzen eindringt, als sehr zweckmässig. Die Seitenwände sind am besten mit geteertem Papier zu bekleben. Mit trockener Erde gemischter Kalk ist unter den Sitzstangen auf dem Boden auszustreuen. Alle Tauben benötigen reichliches und regelmässig frisches Wasser zum Trinken und zum Baden, sowie man

ihnen groben Sand, Salz, zerstossene Austerschalen und das zum Nestbau erforderliche Stroh u. s. w. zur Verfügung stellen soll.

Jungen Truthühnern schadet die feuchte und kalte Witterung ebenso, wie der heisse Sonnenbrand, vor welchem man dieselben ebenfalls dadurch schützen muss, dass ihnen Gelegenheit geboten ist, unter Sträuchern und Bäumen Unterschlüpfe zu finden. Sind die Truthühner den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, so erhöht sich deren Blutwärme zusehends, die Tiere sperren den Schnabel auf, schnappen nach Luft und es plagt dieselben brennender Durst, den sie durch Aufnahme von viel Wasser zu löschen suchen, wodurch sie sich Durchfall und auch Erkältungskrankheiten zuziehen.

Gegen das **Ferkelfressen** wendet ein Landwirt ein ebenso einfaches als praktisches Mittel an. Er legt der Mutter sau einen Hundemaulkorb über und nimmt jedes einzelne angekommene Ferkel fort. Zuletzt überlässt er die Sau sich selbst, damit sie sich reinigen kann. Ist dann das Euter stark mit Milch angefüllt, so wird die Sau umgelegt und an den Füssen dergestalt gefesselt, dass sie den Boden nicht berühren und das Gesäuge frei lassen. So können die Ferkel, nachdem man ihnen zuvor noch die spitzen Zähne abkneipt, zugelassen werden; die Sau, welche durch die Entnahme der Milch eine Erleichterung empfindet, lässt die Ferkel bald wieder ohne Fesselung willig zu.

Humoristisches.

Wahres Gesohlohtohen. In der evangelischen Kirche einer kleinen mitteldeutschen Stadt werden die Orgelbälge von einem elektrischen Motor betrieben. Eines Sonntags hatte der Herr Pastor seine Besprechung mit den Kindern etwas zu lange ausgedehnt und musste nun eilen, die Schlussliturgie zu absolvieren. Er tritt zum Altar und beginnt denn auch: «Erhebet Eure Herzen!» Als nun nach einer kleinen Pause die Orgel zum Responsorium der Gemeinde nicht einsetzt, ruft der Pastor mit bedeutend verstärkter Stimme und einem strengen Blick noch einmal zum Organisten hinauf: «Erhebet Eure Herzen!» worauf ihm von der Höhe der Orgelmpore der deutlich vernehmbare Bescheid wird: «'s is noch kein Strom da!!» (Jugend.)

Kludermond. Eine Anzahl kleiner Jungen spielen Soldaten. Vorn an der Spitze vor der Musik marschiert ein munterer Bengel und lässt lang seine Zunge dem Halse herabhängen. Ein alter Herr, der vorübergeht, fragt ihn: «Junge, warum streckst Du denn Deine Zunge raus?» — «Wi möt doch ook ne Fahne hebben!» war die prompte Antwort. (Jugend.)

Liebe Jugend! Ein Sohn der alma mater, der nebenbei auch die Frauenfrage von seinem Standpunkt aus studiert, bekommt von seinem Vater Besuch. Bei einem Bummel mit ihm trifft er eine seiner Bekanntschaften. Da es ihm aber peinlich ist, dass sein Vater etwas merkt, will er harmlos an ihr vorbeigehen. Doch sie grüsst zuerst.

Kurz entschlossen grüsst er wieder und wendet sich an seinen Vater: «Na, alter Herr, eben erst angekommen und schon Damenbekanntschaft gemacht?» (Jugend.)

Wahres Gesohlohtohen. Ein Pastor versucht in seinem Studierzimmer einen mit seiner Frau entzweiten Ehemann versöhnlich zu stimmen. Allein vergebens. Die Frau ist eben zu böse. Die Zeit vergeht mit Zureden. Da steckt ein Kind des Pastors den Kopf durch die Tür: «Vater das Essen ist fertig.» Der Vater nickt und redet weiter. Nach zehn Minuten ein anderes Kind. «Vater wir warten alle.» Nach zehn Minuten noch dringender. Dann erscheint die Frau Pastor selber, fährt zornig ihren Mann an: «Wenn du jetzt nicht gleich zum Essen kommst, werf ich den Braten zum Fenster heraus.» Das Krachen der zugeschlagenen Tür hekräftigt das Diktum. Darauf der unversöhnliche Ehemann triumphierend: «Sehn (sehn) Se, Herr Pastor, grade son Drache is de mine ook!» (Jgd.)

Wahros Gesohlohtohen. Gretchen war mit ihrem Vater zum Schuldirektor gegangen, um sich in die Liste der A-B-C-Schützen einschreiben zu lassen. Zuerst gefiel ihr dann die Schule sehr gut, allmählich weniger, bis sie eines Tages zum Vater geht und ihn bittet: «Gelt Vater, jetzt kommst Du wieder mit zum Direktor und lässt mich wieder ausradieren!» (Jugend.)

Afrikanisches Jägerlatein. Ein Afrika-reisender brachte einen sehr wertvollen Gorilla mit nach Europa. Da er um das Tier sehr besorgt war, nahm er auf dem Schiff eine Kabine mit zwei Betten und liess in einem Bett den Gorilla schlafen. Als er eines Nachts erwacht, sieht er, dass das Bett des Gorilla leer ist. Da hört er aus der Nachbarkabine eine weibliche Stimme Folgendes sagen: «Ueberhaupt wenn Sie ein Gentlemann wären, so hätten Sie vorher Ihren Automobilpelz abgelegt.» (Jugend.)

Les extrêmes. «Weswegen hat sich denn der Herr Veilchenwurzel gerade in der Garnisonkirche taufen lassen?» — «Man hat ihm dazu geraten, wegen seiner Säbelbeine.»

In der Münchener Strassenbahn. Herr: «Wie können Sie nur dulden, Schaffner, dass zwölf Personen auf einer Seite sitzen, wo nur zehn sitzen dürfen!» — Schaffner: «dös mach dena nix; Es san lauter Liebespaare, die ruck'n zusammen.»

«Ich glaube, Mama, der Graf macht endlich ernst!» — «So hat er sich denn erklärt?» — «Noch nicht! Aber im Gespräch mit mir blies er beim Rauchen fortwährend Ringe in die Luft.»

“Tiroler Limonade”

Erstkl. Erfrischungs-Getränk

nach 50-jähriger Erfahrung aus Früchten u. aromatischen kräftigen Alpenpflanzen bereitet, feiner, aromatischer, schmackhafter als alle schon auf dem Markt erschienenen, wie immer sich nennenden Produkte, daher auch zu allen Mahlzeiten passend (ein Glas 0,3 Ltr. kommt auf ca. 2—3 Pfg.)

„Limosä“

feinstes aromatisches moussierendes Tafelgetränk.

Eigene Kosten 3 Pfg., Engros-Verkauf 9 Pfg., Detail 12—15 Pfg.

Tatkräftige solvente Herren erhalten Lizenz für Fabrikation und Vertrieb; **reicher Verdienst.**

Muster, Prospekt, Rezept gratis u. franko.

Hans Munding,

Innsbruck (Tirol.)

Hof- und Kammerlieferant.

Export nach allen Weltteilen.



Aus aller Welt.

— In Stuttgart hielt Prof. Dr. Czerny einen Vortrag über Krebskrankheiten. Darin bemerkte er u. a.: Eine Zunahme der Krebskrankheiten wird von allen Statistiken behauptet. Eine konstitutionelle Schwäche der ergriffenen Personen und Reizungen der betreffenden Teile scheinen die Krankheit zu begünstigen. Nach vielfachen Beobachtungen blieben von Kranken, die im ersten Stadium operiert wurden, 70 Prozent nach drei bis fünf Jahren ohne Recidiv, von Kranken, bei denen Lymphdrüsen ergriffen waren, 20 Prozent; wenn die Krankheit über die Lymphdrüsen hinausgriff, war sie unheilbar. Die Hälfte bis drei Viertel der Kranken haben von Operationen keinen Vorteil, weil sie zu spät zur Operation gehen. In Deutschland sterben etwa 40.000 Menschen jährlich an Krebs. In neuerer Zeit werden durch Behandlung mit Röntgenstrahlen, Blitzbüscheln und Radium vielfach eine Verkleinerung der Geschwülste und hier und da auch Heilung erzielt. Sicherheit kann erst durch weitere Forschungen erzielt werden. Vielleicht gewinnen wir unerwartet durch die Chemie ein wirksames Bekämpfungsmittel. Prof. Czerny empfahl die Gründung von Sanatorien für Krebskranke in ähnlicher Weise, wie in Norwegen Leprose behandelt werden.

— Im kommenden Mai wird in London ein neuer Verkehrsweg eröffnet werden, der die beiden durch die Themse getrennten grossen Londoner Verkehrsadern, die Union Road und die Commercial Road East, auf eine neue Weise verbinden wird; keine Brücke, sondern ein grosser Tunnel, der unter dem Flussbett der Themse sich seine Bahn grabend, in einer Länge von insgesamt 2065 Meter sich ausdehnt. Die Strecke unter dem Fluss selbst hat allein eine Länge von 471 Metern. Die Kosten des grossen Unternehmens sind auf . . . 22.205.000 Mk. festgesetzt. 1904 wurden die letzten Arbeiten begonnen und so energisch gefördert, dass der Tunnel ein Jahr vor der festgesetzten Zeit, schon im Mai 1908, dem Verkehr übergeben werden kann.

— Aus Johannesburg Süd-Afrika wird gemeldet, dass die Behörden mit aller Strenge gegen die Hindus und Chinesen vorgehen, welche sich den Bestimmungen des Zivilstands-Gesetzes nicht unterwerfen wollen. Täglich werden Verhaftungen vorgenommen und ist es charakteristisch, dass die Eingelochten gerade zu den reichsten Kaufleuten der indischen und chinesischen Kolonie gehören.

— Die Statistik der Verbrechen in Frankreich, die soeben vom Justizministerium veröffentlicht wurde, zeigt eine erschreckende Zunahme der Verbrechen im Lande. Von 1901–1905 ist die Zahl der Verbrechen gegen Personen von 1103 auf 1216 gestiegen. In diesen Gesamtsummen stiegen die Zahlen der Morde von 140 auf 169, die Fälle von Totschlag von 163 auf 274, von Vatermorden von 9 auf 12, von Mordanfällen mit tödlichem Ausgang von 145 auf 171. Im Jahre 1902 war die Zahl der zur Aburteilung gelangten Verbrechen 787; 1905 war sie bereits auf 1020 angewachsen. Während derselben Zeit vermehrten sich die Fälle von Räubereien

und Betrügereien von 640 auf 690 und die Fälle von Brandstiftung von 120 auf 141.

— Der Export Grossbritanniens erreichte 1907 einen Wert von 426, der Import von 646 Millionen Pfund-Sterling; eine Vermehrung gegen 1906 von 25 respektive 38 Millionen. Der Wiederausfuhr von importierten Waren erreichte 92 Millionen Pfund. Der Getreide- und Mehlimport hat 40 Prozent zugenommen.

— Graf Vargha, ein bekannter Politiker Ungarns, veröffentlicht ein Buch über die Lage der ungarischen Landbevölkerung. Daraus ist zu entnehmen, dass Ungarn von Jahr zu Jahr mehr entvölkert wird. Im Jahre 1906 verliessen 190.000 und vergangenen Jahres 193.000 Ungarn die Heimat, um nach Amerika auszuwandern. Seit dem Jahre 1890 sind mindestens 6 Millionen Ungarn ausgewandert. In Oberungarn gibt es viele ganz verlassene Dörfer, in mehreren Dörfern gibt es nur Frauen und keine Männer, weil diese in Nord- und Südamerika arbeiten. Dazu kommt noch, dass sich in ganz Ungarn das Bestreben zeigt, die Kinderzahl einzuschränken. Die Fruchtabtreibung und die Engelmacherei sind blühende Gewerbe. Daher kommt es, dass in den letzten zehn Jahren um 12 Prozent weniger Geburten waren. In 96 Gemeinden des Komitates Somogy gibt es keine einzige Bauernfamilie, die mehr als zwei Kinder hat. In der Gemeinde Nagybarony des Komitates Baranya sind seit 12. Februar 1905 überhaupt keine Kinder geboren worden. In dieser Gemeinde, die 1800 Einwohner zählt, gibt es im ganzen 20 schulpflichtige Kinder. Graf Vargha führt auch den Nachweis, dass alles in Ungarn studieren will. Die Zahl der Aerzte, Advokaten und Ingenieure hat sich in den letzten zehn Jahren um 40 Prozent vermehrt, die Zahl der Handwerker aber nur um 8 Prozent und die der Bauern ist gar um ein Prozent zurückgegangen. In Oesterreich entfallen auf 100 Richter 69 Advokaten, in Ungarn aber 186 Advokaten. Diese Beispiele zeigen, dass der Gesellschaftskörper in Ungarn einen schlechten Aufbau hat. Das kommt davon, dass die Machtgeber nicht das geringste Verständnis für soziale Betätigung haben. Sie wollen nur das Volk beherrschen, wie es aber dem Volke geht, ist ihnen gleichgültig.

— In einer Jung-Türken-Versammlung, welche in Paris stattfand, wurde beschlossen,

energische Propaganda für die Einführung einer konstitutionellen Verfassung zu machen. Als Mittel zum Zweck empfiehlt das Comité dem türkischen Volke: Streiks, Steuerverweigerung und schliesslich allgemeine Erhebung.

— Eine fürchterliche Szene spielte sich in Cleveland (Ohio) in den Lüften ab. Ein begüterter Bürger Omahas, Namens Harry Mitchell, der durch seine Ueberspanntheit schon mehrfach Aufsehen erregt hat, glaubte Verdacht zu haben, dass seine Frau ihn betrüge; sein vermutlicher Nebenbuhler sollte John Purst, einer seiner besten Freunde sein. Mitchell ersann einen teuflischen Racheplan; es erschien ihm nicht einfach genug, zum Revolver oder zum Dolch zu greifen. Er liess sich — da er über genügende Mittel verfügte — einen Luftballon bauen und lud seinen Freund ein, mit ihm den ersten Aufstieg zu unternehmen. Der Ahnungslose, ein grosser Sportfreund, folgte der Einladung, und der Ballon erhob sich gegen 800 Meter hoch. Nun eröffnete Mitchell seinem Freund, indem er die Hand an die Reisslinie legte, dass er mit ihm gemeinsam sterben müsse. Purst begriff sofort, dass Mitchell unter der Einwirkung einer fixen Idee verrückt geworden war, und sah sich nach einer Waffe um, um dem Wahnsinnigen den Schädel zu zerschmettern. Da aber begreiflicherweise keine zur Hand war, warf er sich auf Mitchell und versuchte, dessen Vorhaben zu verhindern. Mitchell jedoch, der dem anderen an Körperkräften weit überlegen, gelang es trotzdem, an der Reisslinie zu ziehen, wodurch die Ballonhülle geöffnet wurde und das Gas schnell anzuströmen begann. Langsam senkte sich der Ballon; in einigen Sekunden musste er herabstürzen. Da fiel Pursts Blick im Augenblick der höchsten Gefahr auf den Fallschirm. Darauf zu springen, ihn zu ergreifen und sich aus der Gondel hinauszuschleudern, war eins. Mitchell, der einsah, dass ihm sein Opfer entgehen könnte, machte einen letzten verzweifelten Versuch, Purst zu töten, indem er ihm nachsprang mit der Absicht, den Schutz des Fallschirms wirkungslos zu gestalten. Der Sprung war aber nicht richtig berechnet und Mitchell stürzte mit einem Wutschrei in die Tiefe, wo er zerschmettert liegen blieb, während Purst heil und gesund unten landete.

Vorbereitende Viehschau des Staates S. Paulo für die Landes-Ausstellung in 1908.

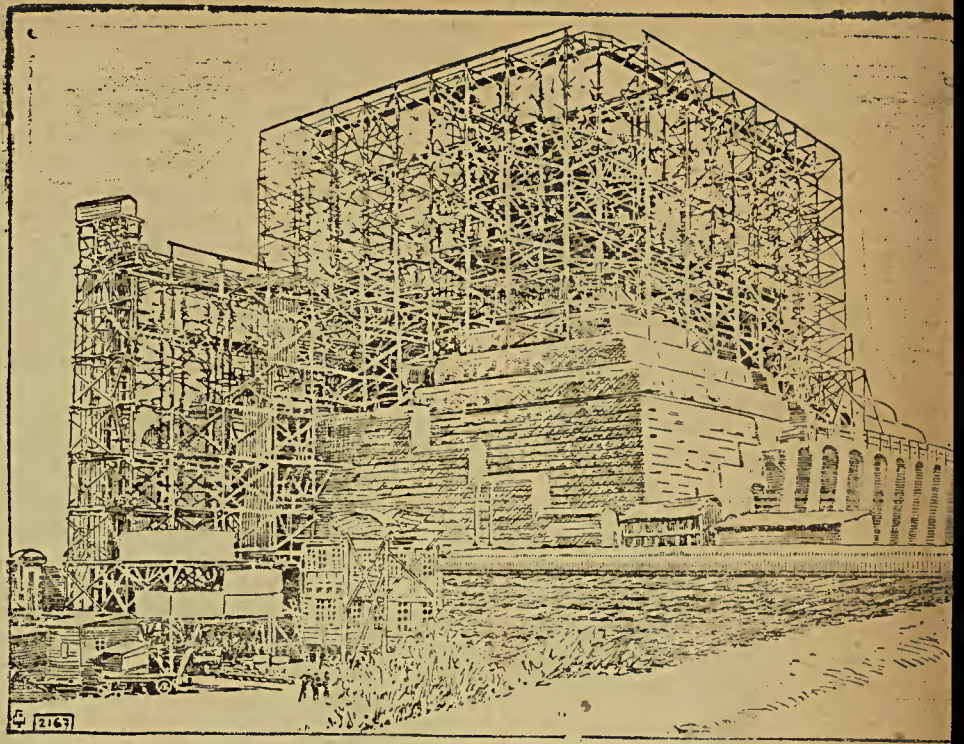
Der Beirat der paulistauer Viehzüchter, von der Staatsregierung mit der Organisation einer vorbereitenden **Viehschau** für die grosse im nächsten Jahre in Rio stattfindende Landesausstellung beauftragt, durch die der hohe Stand der Viehzucht in unserem Staate bewiesen werden soll, ersucht alle Züchter des Staates diese vorbereitende Ausstellung mit Musterexemplaren der Rindvieh-, Pferde-, Schaf-, Ziegen-, Schweine- u. Geflügelzucht zu beschicken.

Der betreffende Landesausschuss ist an allen Wochentagen von 11 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Nachmittags im Sitz der Landwirtschafts-Gesellschaft Rua Direita 12-B, bereit, Anmeldungen entgegen zu nehmen und alle notwendigen Auskünfte zu erteilen. [116]

Die Schrecken der modernen Schlacht.

In London ist soeben das Buch eines japanischen Offiziers erschienen, der bei dem furchtbaren Ringen um Port Arthur zum Krüppel geworden und nun seine Erinnerungen an die grausigen Augenblicke des Kampfes zu einer ergreifenden Schilderung zusammenfasst. «Humun Bullets», das ist der Titel, den Sakurai seinem Buche gegeben, das alle Schrecken des modernen Krieges in lebendigen Episoden vorüberziehen lässt. Die Schilderungen Sakurais sind von besonderem Interesse, denn sie werfen ein bezeichnendes Schlaglicht auf die Seelenverfassung des modernen Kriegers in den Stunden des erbitterten Ringens. So kommt ja ein Moment, wo alle seelische Erregung schwindet, wo jedes Bewegen, jede Handlung automatisch wird. «Alle Dinge», so erzählt Sakurai vom Sturme, «gingen durch meinen Sinn nur wie ein Traum und meine Schilderung kann nichts anderes sein, als Dinge aus diesem Dunkel herauszugreifen.» Und an anderer Stelle sagt er. «Ich habe von jenen Augenblicken keine klare Erinnerung, ich ging vorwärts wie im Traume . . .»

Die Sturmkolonnen hatten erst einen Todeshang hinaufzueilen. Ueberall lagen Tote, Sterbende, Verwundete umher. «Es war wie der Weg zur Hölle.» Oben flammten die bleichen Scheinwerfer der Russen gespenstisch auf. Die Bahn der Angreifer mündete auf eine Reihe von Draht Hindernissen, sie waren elektrisch geladen und eine Anzahl von Ingenieuren und Pionieren, die mit Drahtscheren vordrangen, blieben in den Drähten leblos hängen. Vor dem letzten Ansturm tranken die Mannschaften ihr letztes Wasser aus den Feldflaschen. «Heute Abend schmeckt unser Wasser wie goldener Nektar.» Ueber khakiumhüllte, verzerrte Leichen kletterte man aufwärts, über stöhnende Verwundete. Hinter ihnen arbeiteten die Geschütze sich empor, die den Sturm sekundieren sollten. Knirschend glitten die eisenbeschlagenen Räder über die hilflosen Verwundeten, Toten und Sterbenden. Denn wo um das Leben einer Nation gerungen wird, zählt das Einzeldasein nicht. Am oberen Rande des Abhanges sammeln sich die erschöpften Leute zum Sturm; der Oberst spricht einige Worte. Dann vorwärts. Um die russischen Schanzen beginnt ein wildes Gemetzel. «Unsere Bomben krepieren trefflich, in wenigen Minuten ist alles verwüstet, Bretter, Steine fliegen umher, Sandsäcke bersten, Köpfe, Beine, Glieder werden durch die Luft geschleudert. Die auflodernden Flammen, Rauch und das Blitzen der Schüsse übergießen unsere Truppen mit einem unheimlichen rötlichen Schimmer . . .»



Das Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig.

Der Bau des Denkmals schreitet rüstig vorwärts, so daß die Enthüllung rechtzeitig zur Jahrhundertfeier Völkerschlacht im Jahre 1918 erfolgen können wird. Bis heute hat das Denkmal eine Höhe von 40 Metern erreicht und etwa 1 700 000 Mark sind bereits verbaut. An der Bau Summe, die auf ca. 4 Millionen Mark veranschlagt ist, lebten noch etwa 1½ Millionen Mark, die aber ohne Zweifel durch freiwillige Beiträge und den Ueberschuß der Lotterie, deren Fortsetzung von den amtlichen Stellen genehmigt ist, zusammenkommen werden. Die veranfaßterten elf Lotterien ergaben einen Reingewinn von über 1½ Millionen Mark. Das Denkmal wird seiner Vollendung sicher eins der größten und lebenswertesten Deutschlands sein.

Ehe wir die Schanzen überschritten haben, haben sich die Gegner ins Dunkel zurückgezogen. Durch den Lärm und die Verwirrung klingt der Befehl: «Kompagnie Sakurai vorwärts!» An der Spitze meiner Leute eilte ich voran. Ich hörte die Stimme meines Sergeanten Ito, der mir zur Rechten gewesen, nicht mehr. Vorwärts! Die im Dunkel aufblitzenden Bajonette werden weniger, die schwarze Masse von Menschen, die mir folgte, wird immer kleiner. Plötzlich fühlte ich irgendwo einen Schlag, ich falle stolpernd zur Erde. Ich war verwundet, ein Schuss in meine rechte Hand. Wieder leuchten die russischen Scheinwerfer weisglimmend auf; man sieht die Haufen Tote umherliegen, aufgetürmt, oft vier, fünf übereinander. Ich hebe meine wunde Hand, sie ist am Gelenk zerschmettert. Hastig umwickele ich das Glied und mit dem Degen in der Linken rufe ich den Ueberlebenden zu, mir zu folgen. Um mich entsteht plötzlich ein furchtbarer Lärm: «Gegenangriff!» Eine feindliche Abteilung . . . im Handumdrehen sind wir umringt und ein Triumphgeschrei erschallt. Wir wehren uns. Bajonette klingen gegen Bajonette, der Feind bringt Maschinengewehre herbei und die Schüsse knattern in unsere Mitte; wie gemähtes Gras sinken die Leute zusammen. Ich kann das nicht mehr genau schildern, ich war wie er-

starrt . . . Zuweilen merkte ich, daß ich einen Feind niedergestreckt hatte. Ich erinnere mich noch eines Gegebenen einanderklirrens von blanker Klinge und blanker Klinge. Schliesslich war ich heiser, ich konnte nicht mehr rufen. Dann brach mir der Degen in der Hand . . .»

Zweifach verwundet war Sakurai zusammengebrochen. Der Feind liess ihn als tot liegen, hilflos zwischen Leichen und Sterbenden. Diese Augenblicke waren die fürchterlichsten, die schmerzlichsten, die schlimmsten meines Lebens. Ich wiederholte nur Nelsons Worte: «Gott sei Dank, ich tat meine Pflicht . . .»

Praktische Sprachkurse

nach der Methode Berlitz,
Gegründet 1904 für Englisch, Französisch und Deutsch.

Neuanmeldungen werden zu jeder Zeit angenommen. Monatshonorar 15\$ für 3 Stunden wöchentlich bei beschränkter Schülerzahl. - Es wird auch Unterricht im Portugiesischen erteilt. - Für Damen **Spezialkurse**.
Minna Mee & Joseph W. Mee
Lehrer der Berlitz-Methode.
Rua Bocayuva 20. S. Paulo.

Schweizer-Brief.

(Original-Korrespondenz)

27. Dezember 1907.

— Von Genf aus wurde unterm 31. Oktober 1907 an Herrn Louis Miller, Direktor der «Wahrheit» in Newyork Schreiben gerichtet, laut welchem die *genferische Sektion der Union des russischen Volkes* Herrn Miller zum Tode verurteilt hat, weil er die sozialrevolutionäre Partei unterstützt und gemeine Regierungsakten veröffentlicht habe. Drei «Spezialisten» des Moskauer Komitees, heisst es in dem Schreiben weiter, würden für die prompte Vollstreckung des Urteils sorgen. Aus dem Brief kann man entnehmen, dass die bekannten «Schwarzen Banden» Russlands auch in der Schweiz Sonderverordnungen errichtet haben. Die Bundesbehörden werden sich voraussichtlich durch den Brief an Miller veranlasst fühlen, das Treiben der Genfer «Union» etwas genauer unter die Lupe zu nehmen.

— Bei den *Gemeinderatswahlen* in der Stadt Bern wurden die 7 bürgerlichen Mitglieder wiedergewählt. Die zwei Wahlen der sozialdemokratischen Vertreter kamen erst im zweiten Wahlgang zustande. In den *Stadtrat* wurden 9 Freisinnige, 8 Sozialdemokraten und 3 Konservative gewählt; die letzteren haben einen Sitz an die Sozialisten verloren. Voriges Jahr waren 9 Sozialdemokraten, 7 Freisinnige und 4 Konservative gewählt worden.

— Die Einfuhr von *ausländischem Wein* ist bedeutend gestiegen; sie betrug in den ersten 9 Monaten des Jahres 1907 rund 800.000 Hektoliter, nahezu dreimal so viel, als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Mehr als die Hälfte dieser Einfuhr stammt aus Frankreich, dann folgen Spanien und Italien.

— Auf private Initiative hin soll in der Westschweiz ein *Militärasyll* gegründet werden, das invalide Offiziere und Unteroffiziere aufnehmen würde, und zwar kostenlos. Sitz der Gesellschaft ist Thun. Die Unternehmer hoffen, dass ihnen das Schloss Pruntrut für den genannten Zweck zur Verfügung gestellt wird.

— Die *Pensions- und Hilfskasse der Bundesbahnen* weist pro 1907 ein Defizit von nahezu 23 Millionen Franken auf, herrührend von den Mehrleistungen, die die Kasse an die Bezugsberechtigten gemacht hat.

— In Lausanne stürzte ein Neubau ein, wobei von 10 Arbeitern, alles Italiener, 7 getötet, die drei anderen schwer verletzt wurden. Unmittelbar nachher stürzte auch ein anderer Neubau ein, der aber zum Glück von den Arbeitern bereits verlassen worden war. Die beiden Einstürze werden auf Konstruktionsfehler und schlechtes Baumaterial zu-

rückgeführt. Der Unternehmer Carrera hat sich erhängt.

— Die *Akademie der Handelswissenschaften* in Bern, die ihr erstes Semester mit 3 Hörern begann, hat jetzt 49 Hörer und 12 Lehrer, statt anfangs 5. Da die Akademie über das Fachwissen hinaus auch noch allgemeine Bildung vermitteln will, wurde ihr vorläufig ein Kolleg über deutsch-schweizerische Literaturgeschichte angegliedert.

— In den ersten 9 Monaten des Jahres 1907 kamen im ganzen 643 Lohnkämpfe gegen 520 im gleichen Zeitraume des Jahres 1906 vor. Davon waren 160 Streiks, 872 Lohnbewegungen, 90 Sperrungen und 12 Aussperrungen.

— Aus einzelnen Gebieten der Schweiz, so aus dem Kanton Luzern, kommen Klagen über eine in der *Landwirtschaft* sich ankündigende *Krisis* und die Schwierigkeit der Hypothekarschuldner, selbst für gute Giltbriefe unter annehmbaren Bedingungen Geld zu bekommen. Hauptursache soll die in den letzten guten Jahren erfolgte Ueberbietung landwirtschaftlicher Heimwesen sein durch die eine Verschuldung herbeigeführt wurde, unter gleichzeitigem Steigen der Arbeitslöhne und teilweisem Sinken der Milchpreise.

— Der ungünstige Geschäftsgang in der *Automobilindustrie* dauert an. Auch die Motorwagenfabrik «Excelsior» in Zürich hat nun ihren Betrieb einstellen müssen. Das ursprüngliche Aktienkapital betrug 100.000 Fr.

— Vom Organisationskomitee des nächsten eidgenössischen *Schwingfestes* in Neuenburg sind als Festtage, in Abänderung eines früheren Beschlusses, der 18., 19. und 20. Juli bestimmt worden.

— Auch im neuen Budget figuriert die *Landwirtschaft* wieder als Schosskind des Bundes. Pro 1908 sind für landwirtschaftliche Zwecke Fr. 4.300.000 eingestellt, darunter Fr. 500.000 für Bodenverbesserungen, Fr. 975.000 für Massnahmen gegen Schäden, die die landwirtschaftliche Produktion bedrohen, Fr. 500.000 als Beiträge an die Kosten der Wiederherstellung von Weinbergen, Fr. 505.000 für Rindviehzucht und Fr. 550.000 für Pferdezucht. Infolge der energischen Bundesunterstützung hatte sich die Lage der schweizerischen Landwirtschaft in den letzten Jahren wesentlich gehoben.

— Durch die *Fremdenindustrie* ist vor allem der Wohlstand des Kantons Wallis in ausserordentlicher Weise gefördert worden. Im Jahre 1850 zählte das Volksvermögen noch 6,5 Milliarden Franken, heute beträgt es nahezu 17,5 Milliarden, den Staatsbesitz nicht einmal mitgerechnet. Zwei Fünftel des gesamten Vermögens befinden sich in den Händen von Gastwirten.

— Der Bundesrat hat Herrn *Oberstdivisionär Secretan* die nachgesuchte

Entlassung vom Kommando der ersten Division unter Verdankung der geleisteten Dienste erteilt. Allgemein wird der Rücktritt dieses beliebten und tüchtigen Offiziers vom aktiven Dienst bedauert. Oberst Secretan ist auch ein bekannter Militärschriftsteller und einflussreicher Journalist.

— England, Italien, Russland und Frankreich haben den Bundesrat ersucht, einen Schweizer als *Generatinspektor für die Finanzen von Creta* vorzuschlagen, der das Finanzwesen zu überwachen und an das cretische Parlament Bericht zu erstatten hätte. Der Bundesrat hat sich entschlossen, diese Mission, wie seinerzeit diejenige der marokkanischen Polizeiinspektion, anzunehmen. Schon früher hat ein Schweizer, de Blonay, im cretischen Finanzdienst gestanden; er ist vor kurzem gestorben.

— Herr Albert Gertsch von Lauterbrunnen, Sekretär des schweizerischen Generalkonsulats in Rio de Janeiro, ist vom Bundesrat zum *Generalkonsul* und Geschäftsträger der Schweiz in Rio de Janeiro ernannt worden. L. W.

Südamerikanisches.

Argentinien. Eine unbekannte Pferdekrankheit ist in der Umgegend der Station America der Westbahn ausgebrochen, die grosso Opfer fordert. Die Abteilung für Viehzucht im Ackerbauministerium sandte zur Untersuchung und Bekämpfung der Epidemie einen Tierarzt nach dort.

— Einem schrecklichen Verbrechen soll, wie «La Nacion» berichtet, die Polizei von Corrientes auf der Spur sein, nachdem ihr von einem Vertrauensmanne die Anzeige hiervon erstattet wurde. Es handelt sich um die Einsperrung eines Mädchens in einem finsternen Loche eines Galpons auf einer Estancia des Departements San Luis, die bereits seit 13 oder 14 Jahren andauert. Das Mädchen soll angekettet sein und sich kaum bewegen können, sodass sie in dem denkbar verahrlosesten Zustande einer Wilden und Irrsinnigen gleicht. Das Loch, in welchem es so viele Jahre verbrachte, gleicht einem luft- und lichtlosen Grabgewölbe, aus dem nicht einmal der Unrat, der sich in den vielen Jahren dort angesammelt hat, entfernt wurde, sodass durch die kleine Öffnung des Gitterfensters, wenn man von einem solchen Fenster reden kann, der widerlichste Geruch herausdringt. Als Ursache dieser grausamen Absperrung wird angegeben, dass sich das Mädchen mit einem Manne verheiraten wollte, welcher der Familie nicht genehm war, weshalb man sie vom Schauplatz verschwinden liess. Auch die Mutter des Mädchens soll irrsinnig sein und in einem Versteck eingesperrt gehalten werden. Von den polizeilichen Erhebungen ist noch nichts be-

kannt geworden, weil die Behörde bis zur völligen Klärung dieser mysteriösen Affäre das Amtsgeheimnis wahren will.

Uruguay. Aus Mercedes wird gemeldet, dass die Aktiengesellschaft «Marina Mercante Argentina» einen Teil der vor der Mündung des Rio Negro liegenden Insel Vizcaino für 80.000\$ Papier angekauft hat, um daselbst eine Werft zu errichten. Ferner zirkuliert das Gerücht, dass argentinische Kapitalisten die im Unterlauf des Rio Negro liegende Insel Infante ankaufen wollen, um daselbst ein grosses Bad mit Kasino usw. zu bauen.

Chile. Ueber die blutigen Ereignisse in Iquique ist der Bericht des Intendanten von Tarapaca erschienen. Derselbe enthält alle, auch die kleinsten Einzelheiten und bestätigt die Wahrheit dessen, was General Silva Renard berichtet hat. Iquique befand sich tatsächlich unter einem Schreckensregiment, welches mit Brandstiftungen, Plünderungen, kurz Gewalttaten aller Art drohte. Die Ausständigen brandschatzten die Bevölkerung, wobei sie besonders durch die grosse Masse der an dem Streik Beteiligten einen Druck ausübten. Dabei erkannte das Streikkomitee die Autorität des Intendanten nicht an und legte sich jede Art Befugnisse bei, welche die Verfassung nur der Regierung zuerkennt. Kurz und gut, in Iquique hatte jenes Komitee die Zügel der Regierung ergriffen. Einen anderen Ausweg als denjenigen, auf diese gewaltige Menschenmasse Feuer zu gehen, gab es nicht, wobei die so zahlreichen Opfer allerdings sehr zu beklagen sind.

— Wie aus Santiago de Chile gemeldet wird, hat das chilenische Syndikat, dem ursprünglich der Bau der Bahn Arica—La Paz für den Betrag von 2.152.000 Lstr. übertragen war, sich dieser Aufgabe nicht gewachsen gezeigt. Es ist deshalb vor einigen Monaten eine neue Submission erfolgt, bei welcher die englische Unternehmerfirma S. Pearson & Son Ltd. in London offerierte, den Bau für 2.511.000 Lstr. auszuführen, während eine von der deutschen Bank im Verein mit der Unternehmerfirma Phil. Holtzmann & Co. in Frankfurt a. M. für die zu bildende Baugesellschaft abgegebene Offerte auf 3.100.000 Lstr. Barzahlung lautete. Da die chilenische Regierung nach zwei Monaten nach Abgabe dieser Offerte eine Entscheidung nicht getroffen hatte, zog die Firma Pearson vor kurzem ihre Offerte zurück. Die chilenische Regierung hat nunmehr der Deutschen Bank und der Firma Philipp Holtzmann & Co. den Bau der Bahn Arica—La Paz zu dem von diesen Firmen verlangten Preise, der sich durch Weglassung einiger Zweiglinien auf . . 3.000.000 Lstr. bar ermässigte, übertragen. Der Bau erfolgt für Rechnung der chi-

lenischen Regierung. Die Mittel für den Bau sind zum grössten Teil bereits durch die im Jahre 1906 emittierte Anleihe aufgebracht.

Vermischtes.

Die Blonden und die Braunen. Ob es ein grösserer Vorzug ist, blond oder brünett geboren zu sein, das wird sich jetzt ausweisen, wenn die Forschungen von Dr. Schrubbsall sich bestätigen, von denen das Pariser Bulletin für Therapie spricht. Dieser Arzt hat ergründen wollen, ob sich zwischen blonden und brünetten Personen ein Unterschied im Gesundheitszustand nachweisen lässt. In einem grossen Durchschnitt genommen scheinen die Ergebnisse eine vernelnende Antwort zu bedeuten. Die Blonden sollen allerdings allen rheumatischen Leiden mehr unterworfen sein, auf der anderen Seite wieder weniger zu nervösen Krankheiten, zu Tuberkulose und Krebs neigen. Das würde die Aussichten heute sehr zu ihren Gunsten verschieben, wenn die Gerechtigkeit sie nicht wiederum stärker mit Kinderkrankheiten belastet hätte, so dass von den Blonden eine verhältnismässig grössere Zahl schon in Kindesalter stirbt als von den Braunen. Im übrigen wird das Gleichgewicht dagegen wieder hergestellt durch die grössere Anfälligkeit der letzteren gegenüber der Tuberkulose. Wenn jener Arzt ermittelt, dass die ungesündesten und dabei meistbevölkerten Viertel der Städte hauptsächlich von brünetten Menschen besetzt sind, so erklärt er diese sonderbare Erscheinung dadurch, dass eben die Blonden durch die grössere Behaftung mit Kinderkrankheiten in einer so ungesunden Umgebung zeitig zum Aussterben gebracht werden. Es fehlt jetzt nur noch, dass ein anderer kundiger Franzose Haarfärbemittel erfindet, die so wirksam sind, dass sie auch die hygienische Vorteile der betreffenden Haarfarbe gewähren. Dann würde man selbstverständlich alle Kinder brünett färben, damit sie in der ersten Jugend möglichst vor der Krankheit geschützt sind, und später kann man dann nötigenfalls die blonde Farbe wieder herstellen oder brünette Kinder blond färben, damit sie statt der böartigen Krankheiten der Tuberkulose, des Krebses und der Nervosität nur dem immerhin weniger gefährlichen Rheumatismus ausgesetzt sind. Nur schade, dass das alles blauer Dunst ist.

Die Unterscheidung in der Männer- und Frauentracht, die uns heute als etwas so Feststehendes und Unabänderliches erscheint, ist verhältnismässig frühen Datums. Eine Zeitlang, bis zum 15. Jahrhundert, trugen auch die Männer Röcke, und die Hose, das heurige Symbol der Männlichkeit, ist ja auch

jetzt noch vielen Völkern des Ostens völlig fremd. Jedenfalls konnten noch im ganzen Mittelalter Herren und Damen die Kleider miteinander vertauschen, und die Geschichte, die man von dem König Ludwig dem Heiligen von Frankreich erzählt, ist nur ein Beispiel unter den vielen. Der Herrscher, der auch ein grosser Kriegsmann war, bat eine relohgekleidete Dame seiner Verwandtschaft, als sie ihn wegen seiner unscheinbaren Kleidung tadelte, die Gewänder mit ihm zu wechseln, und der seltsame Tausch ging vor sich. Auf den Königsskulpturen zu Freiburg und Naumburg können wir noch heute den langen Rock als die Zierde des Mannes erblicken.

Die scharfen Augen der Königin. Auch Königinnen haben mit Dienstboten ihre liebe Not; eine amüsante Geschichte, die von der Königin Margherita aus Rom berichtet wird, ist dafür ein bezeichnendes Beispiel. Vor sechs Jahren fiel der Königin auf der Strasse eine Dame auf, die ein Kleid trug, das der Königin gar sonderbar bekannt vorkam. Als sie später im Palaste Nachforschungen anstellen liess, stellte sich heraus, dass dies Kleid ihr eigenes war; sie hatte es kürzlich abgelegt, und hurtig hatte die Kammerzofe die Gelegenheit ergriffen, das Gewand zu Geld zu machen. Die Königin war damit sehr wenig einverstanden, das Mädchen wurde entlassen und eine neue engagiert. Die war sehr fleissig, sehr geschickt, sehr aufmerksam, kurzum ein Wesen, wie sie nur in der Geschichte des Dienstbotenstandes vorkommen; die Königin war höchlich zufrieden und betrachtete sie als das Juwel der Dienstboten. Da geschah etwas Unerwartetes. Es war vor kurzem; wieder einmal fuhr die Königin durch die Strassen der ewigen Stadt und wieder fiel ihr eine Dame auf, die Kostüm trug, das der Königin bekannt vorkam. Diesmal war sie nicht lange erstaunt; als sie in den Palast kam, liess sie ihre Garderobe revidieren und dabei zeigte es sich, dass das Juwel eines Dienstboten eigentlich auf einen ganz anderen Titel berechnete Ansprüche hatte. Die ganzen Jahre über hatte sie einen schwinghaften Handel mit den Kleidern der Königin getrieben und sich dabei den leidlichen Nebenverdienst von jährlich 20.000 Mark zu verschaffen gewusst. Aber sie war vorsichtiger zu Werke gegangen, denn ihre Geschäfte geschahen immer nur unter der wohlwogenden Bedingung, dass die Kleider niemals in Italien getragen werden dürften. Eine unvorsichtige Dame aus Buffalo aber brachte es nicht über sich, so lange zu warten; sie legte das Kleid an, ein Blick der Königin, und das Geheimnis war am Tage

Aus aller Welt.

Ueber das endgültige Ergebnis der Anfang November 1907 in der Stadt Hamburg vorgenommene Ermittlung des Bevölkerungsstandes und der Wohnungsverhältnisse teilt das Statistische Bureau folgendes mit: Nach dem endgültigen Ergebnis der Personenstandsaufnahme vom 1. November 1907 hat die Stadt Hamburg jetzt (mit Einschluss der Schiffsbevölkerung) 854.472 Einwohner, und zwar 425.311 männliche und 429.161 weibliche. Gegen die gleichartige vorjährige Aufnahme ergibt sich ein Zuwachs von 29.670 Personen oder 3,60 Prozent: die Zahl der männlichen Personen ist um 15.555 oder 3,8 Prozent, die der weiblichen um 14.119 oder 3,4 Prozent gewachsen. Wie seit mehreren Jahren schon, hat somit auch im letzten Jahre das männliche Geschlecht stärker zugenommen als das weibliche. Die Frauen sind zwar auch jetzt noch in der Mehrheit, doch ist nahezu das Gleichgewicht der Geschlechter erreicht, indem auf 100 männliche Personen 100,9 weibliche entfallen, während das Zahlenverhältnis im Jahre 1900 noch 100:105,2 war. Rechnet man die Bewohnerschaft des eigentlichen Hamburg die Bevölkerung der preussischen Nachbarorte, vor allem des mit ihm vollständig verwachsenen Altona zu, so darf man Deutschlands grössten Hafen den Millionenstädten der Welt einreihen.

In einem Zelte in der Nähe von Shrewsbury, England, findet unter Leitung eines Mr. Wesley Baker eine Mission statt, bei der es zu den aussorodentlichsten, man könnte sagen abstoßendsten Szenen kommt. Nächtlich versammeln sich in diesem Zelte Männer und Frauen und beten, bis sie, wie der Leiter der Mission versichert, vom Pfingstgeiste erfüllt werden und «in Zungen reden». An einem Abende behauptete eine der betenden Frauen, dass der heilige Geist von ihr Besitz ergriffen habe. Sie warf sich rückwärts auf den Boden und stiess eine Flut von Worten aus, die kein Mensch verstehen konnte. Andere Frauen behaupteten, dass eine unwiderstehliche Gewalt ihre Kinnbacken in Bewegung setze. Ueber der Menge der sich auf dem Boden wälzenden Männer und Frauen steht der Missionsleiter, mit langem, flatterndem Haar und schwenkt wie wahnsinnig seine Arme. Als einige Anwesende eine Frau davon abhalten wollten, dass sie sich wie in einem Krampfe die Hände zerschlug, rief Herr Baker mit dramatischem Schwelge der Arme: «Berührt nicht das Fleisch! Der Geist Gottes kommt über diese Schwester!» Der Vorsicht wegen wurde aber eine Decke unter die Hände der Zuckenden gebreitet. Diese abstoßenden Szenen spielen sich seit

längerer Zeit ab, ohne das irgend etwas dagegen gemacht werden könnte.

Der englische Major Coates-Phillips, der durch seine Tapferkeit im Burenkrieg rühmlichst bekannt ist, drang in die Wohnung seiner geschiedenen Frau ein, verwundete durch einen Revolverschuss deren Mutter und einen zufällig Anwesenden und erschoss sich dann.

Die Beziehungen zwischen China und Japan werden wieder etwas gespannter. Ersteres verlangt fortwährend die Zurückziehung der japanesischen Truppen aus der Mandschurei, während letzteres noch Verstärkungen dorthin sendet, um die Bahn «wirksam» bewachen zu können.

In seinem Bericht über das französische Regierungsbudget hatte der Deputierte Messimy angeregt, die eingeborene Bevölkerung Algeriens in grösserem Umfang als bisher heranzuziehen. Die Regierung hat nunmehr eine besondere Kommission zum Studium dieser Angelegenheit ernannt. Diese Kommission beginnt ihre Arbeit demnächst in Tunesien.

Nach einer Meldung der «World» ist der Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten, Columbia und Panama perfekt. Columbia lässt seine Ansprüche auf den Isthmus fallen, erhält von Panama . . . 800.000.000 Dollars und von der Union das Recht der Ueberschreitung des Panama-Kanals für Truppen und Kriegsbedarf. Gegen die puritanische Sonntagsfeier in New York setzen die Deutschen ihre Agitation fort, bis jetzt jedoch ohne besonderen Erfolg.

Der Gemeinderat von Padua hat beschlossen, dass in Zukunft kein Religionsunterricht in den städtischen Schulen gegeben werden solle.

Den Grazer Stadtrat beschäftigt, wie wir in der «Grazer Montagszeitung» lesen, eine interessante Entscheidung, der folgender Sachverhalt zugrunde liegt: Ein Arbeiter unterhielt vor längeren Jahren mit einer leichten Person ein Verhältnis, das zwar nicht ohne Folgen blieb, jedoch so kurz andauerte, dass der Mann selbst den Namen seiner Liebe ganz vergass. Jahre gingen darüber hinweg, da lernte er ein Mädchen kennen, an dem er Gefallen fand und das auch ihm Neigung entgegenbrachte. Kurz, die beiden traten zu einander in intime Beziehungen, und als sich die Folgen einstellten, heiratete er das Mädchen, wogegen scheinbar kein Hindernis ohwaltete. Die Leute lebten im bes. en Frieden, bis eines Tages zufällig aufkam, dass der Mann seine eigene uneheliche Tochter aus dem vorerwähnten Verhältnis geheiratet hatte. Die Sache kam der Behörde zu Ohren, und nun wurde das Paar vor den Richter geschleppt und des Verbrechens der Blutschande ange-

klagt. Das Gericht sprach sie jedoch frei da von einer bösen Absicht keine Rede sein konnte, ja nicht einmal Fahrlässigkeit vorlag. Nun aber handelt es sich um das Schicksal des Kindes, das dieser im guten Glauben geschlossene Ehe entspross; ob es nämlich der Rechtswohlfahrt der ehelichen Geburt und somit des Namens seines Vaters teilhaftig wird oder nicht. Das ist die rechtliche Seite der Frage, die der Stadtrat im übertragenen Wirkungskreis zu entscheiden hat. Tatsächlich hat sich aber nun ein ganz merkwürdiges Verwandtschaftsverhältnis zwischen den beiden Leuten entsponnen. Der genannte Arbeiter ist der Vater seiner Frau, ergo sein eigener Schwiegervater. Er ist aber als Vater seiner Frau auch der Grossvater seines Kindes. Da er aber der Grossvater seines Kindes ist, muss er auch sein eigener Vater sein.

Vermischtes.

Apothekerlatein. Der Kleinen Presse sendet man aus der Wetterau folgende noch immer gute Schnurre: Einst kam ein altes abgezehrtes Männlein in eine Landapotheke und verlangte Hirschfett, Dachsfett, Igelsfett, Mükenfett und — Armsündereschmalz. «Jedes extra!» fügte er bedeutungsvoll fast misstrauisch hinzu. Der Apotheker tat die vier erstgenannten Artikel der Reihe nach in ganz kleine Schächtelchen und bat dann, beim Armsündereschmalz angelangt, seinen Mitarbeiter: «Holen Sie doch mal von dem Adeps suillus (d. i. Schweineschmalz) aus dem Keller.»

«Ist das von einem Gehängten?» fragte inzwischen der Alte. «Nein von einem Erstochenen,» lautete die knappe Antwort des Apothekers. «Was hat denn der Alex Willus verbrochen gehabt?» fragte der Alte weiter. Diese Frage brachte den im Dienst ergrauten Apotheker, dessen Gcwissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe über jeden Zweifel erhaben war, in die grösste Verlegenheit. «Ja, wissen Sie,» erwiderte er nachdem er sich wiederholt geräuspert und seine Brille geputzt hatte «das ist eigentlich Dienstgeheimnis. Aber Ihnen will ich's anvertrauen: Er hat seine Nase in jeden Dreck gesteckt und» — dies raunte er dem Alten mit Rücksicht auf die Anwesenden ganz leise ins Ohr — «und ist überhaupt immer e grossi Sau gewest!» Der Alte nickte verständnisinnig und zog mit seinen fünf Fetten von dannen.

Ein wahres Geschlohtohen. Ein Ministerialrat vom Eisenbahnministerium fährt von Ulm nach München. Da es sehr heiss ist, freut er sich darauf, in Neuoffingen ein gemütliches Glas Bier zu bekommen. Aber man hält nur eine Minute. Sehr enttäuscht fragt er den Schaffner und erhält prompt zur Antwort: «Suscht hält mer scho, aber heut hent mer e gross Tier im Zug!»

Der Untergang einer Stadt.

Ueber die furchtbare Erdbebenkatastrophe von Karatag und einer langen Reihe anderer Städte Bucharas ist jetzt eine ausführliche Schilderung eingetroffen, die die Berichte der wenigen Ueberlebenden dieses grauensvollen Unglücks zusammenfasst, dem in wenigen Stunden Zehntausende von Menschenleben zum Opfer fielen, das ganze Landschaften und die Frucht langjährigen friedlichen Fleisses mit einem Schlage vernichtete. Karatag, das zentralasiatische Toledo, war eine der kunstreichsten Städte der Landschaft Hissan und weithin berühmt durch die kostbaren Erzeugnisse seiner Stahlschmiedekunst. Eine echte Karatagklinge, ein Dolch oder ein Schwert war ein Geschenk eines Fürsten wert. Daneben blühte eine hochentwickelte Seiden u. Webeindustrie. Vor dem Tage des Schreckens zählte die Stadt über 1200 Häuser. Nicht ein einziges ist geblieben. Die Stätte, wo einst Tausende in eifriger Arbeit dahinlebten, ist heute ein gewaltiger Friedhof, in dem Tausende begraben liegen. Und in den benachbarten Städten und Dörfern bezifferte man die Zahl der Opfer auf über 11.000 . . .

Schon am Vorabend des Schreckentages schien die Natur von unheimlichen Sturmzeichen erfüllt, die kunkel das Nahen von furchtbaren seltsamen Geschehnissen zu künden schienen. Bis zum 20. Oktober war das Wetter warm, ja fast heiss gewesen. Am Nachmittag dieses Tages aber senkten dichte Wolken sich übers Land, und ein eisiger Wind zog pfeifend durch die Strassen. Plötzlich, mit einem Schlage, ward der Wind zum wilden Sturme. Die Hunde heulten angstvoll auf, das Vieh, die Pferde wurden von einer seltsamen Unruhe ergriffen; eine Anzahl entsetzter Pferde brach aus den Ställen und stob mit gesträubten Mähnen und zitternden Nüstern durch die Strassen davon.

Die Nervosität, die Unruhe, die Ahnung von etwas Ungeheuerlichem übertrug sich auf die Menschen. Es lag etwas Finsteres, Fremdes, Dräuendes in der Luft, dem niemand sich entziehen, das keiner erklären konnte. Auf wenig Augen sank in dieser Nacht der Schlaf. Endlich dämmerte der Morgen, fahl, rau und düster. In dichten Massen ballten dunkle Wolken sich zusammen. Ohne Rast heulten die Winde; dann begann es zu blitzen. Strahl um Strahl leuchtete auf und von fernher grollte langer Donner, rasch sich herumwälzend und in den schneebedeckten Bergen unheimlich sich vervielfältigend. Plötzlich beginnt in den Häuserwänden ein Aechzen und Stöhnen. Ein Erdbeben!

Die Leute von Buchara kennen das Erdbeben, und die Gewohnheit härtet ab. Man harret aus und wartet, bis es vorüber. Heute aber sind alle Gemüter in ungewohnter Erregung. Halb wahn-sinnig vor Angst stürzen viele hinaus. Aber draussen packt sie der Orkan; sekundenschnell folgen sich grelle Blitze und das Grollen des Donners kommt nicht mehr zum Schweigen. Eine Viertelstunde, eine Ewigkeit, verrinnt. Die Wut der Elemente scheint sich ins Ungemessene zu steigern. Da wird in der Gegend des Dorfes Kadidzai ein gewaltiges Getöse hörbar, ein dumpfes Dröhnen. Es übertönt den Sturm, den Donner, alles. Mit einem Ruck wird plötzlich die ganze Stadt emporgehoben, ein schwankendes Schiff auf entfesseltem Ozean. Es schien, als stürze die Wolkenwölbung hernieder, eine Explosion erschüttert das schwankende Gebiet, noch eine, immer mehr in rascher Folge. Die trockene Erde berstet und kracht, Risse, Abgründe spalten sich jählings und in den Tiefen hört man schlammige Wassermassen zischen, gurgeln und kochen. Da, mit einem Donnerepöller, in das Tausende von Verzweiflungsschreien sich mengen, gleiten Häuser und Felsen, Menschen und Tiere hinein in die höllische Oefnung. Die Wasser zischen gierig auf, und durch den Donner klingen immer wieder die Verzweiflungsschreie der Unglücklichen, die in ihrem Heime die Fahrt in den Tod antreten . . .

Jede Rettungsaktion war unmöglich. In undurchdringlicher Finsternis, eingekerkelt zwischen Trümmern, verwundet, viele irrsinnig geworden, so harren Hunderte, die der Tod sich aufgespart, ihres Schicksals. Unerwidert vernallen ihre Entsetzensschreie. «Ich konnte nichts tun, konnte sie nicht ausgraben», so erzählt der Gouverneur, einer der wenigen Ueberlebenden, «kein Arbeiter war da; jeder, der davongekommen, floh entsetzt von der Schreckensstätte. Nirgends waren Werkzeuge. Und so starben sie drunten dahin, langsam, qualvoll.» Als der Bey endlich eine Anzahl Helfer zusammenbringt, ist es zu spät. Der Tod gab seine Beute nicht mehr heraus. Nur entstellte, schmerzverstellte Leichen werden gefunden. 1827 Körper hat man geborgen und 2000 weitere erwartet man noch den Trümmerhaufen und Schlammmassen zu entreissen. Und dabei ist Karatag nicht das einzige Opfer der elementaren Katastrophe. Weit im Umkreis reiht sich Schreckensstätte an Schreckensstätte. Chibitura, Kadidzai, Hoshbeck, Schirkent, Nalbek und zahlreiche andere Städte und Dörfer gingen auf die gleiche Art zugrunde. Und von den Dörfern im Kaschkadaritale fehlt bis heute noch jede Nachricht, jedes Lebenszeichen,

jede Botschaft. Alle Strassen im Tal sind zerrissen, zerstört, und es ist unmöglich, in jenen Distrikt zu gelangen. Bis in die Dinauprovinz erstreckt sich das Unglück. Der Gouverneur von Dinau gibt die Zahl der Opfer in seiner Provinz auf 1200 Tote an. Boulao, Vakh-nur-Or, Saghi sind völlig zerstört. Nicht ein einziger Bewohner ist davongekommen, der eine Schilderung des Unterganges geben könnte; jedes lebende Wesen ausgelöscht . . . In Yan-Goglak 209 Tote, Saglii Dphu und Daschu-Abt völlig vernichtet. Im ganzen berechnet man die Opfer auf 15.000 Menschenleben und 25.000 Stück Vieh. 15.000 Männer, Frauen und Kinder, die am Sonntag morgen noch am Sonnenschein sich freuten, am Montag liegen sie kalt und starr unter den Trümmern ihres Besitzes, bis schweisgarme Menschen mit Schaufel und Hacke ihre Reste finden und sie in den riesigen, zum Teil 600 Meter langen Massengräbern zur letzten Ruhe legen.

Vermischtes.

Wo stammen die Salutschüsse her?
Als die Geschütze zuerst aufkamen, bezeugte man einem Freunde, der auf die Burg kam, sein grosses Vertrauen dadurch, dass man die scharf geladenen Geschütze in die Luft abfeuerte, und ihm damit andeutete, dass man sich seiner Waffen begeben und auch auf seine friedlichen Absichten vertraue. Da diese Sitte aber zu manchem Missbrauch führte indem der andere sich die Waffenlosigkeit zunutze machte, so glaubte man der Höflichkeit genug zu tun, wenn man blinde Schüsse abfeure. In jenen Zeiten war das Laden der Kanonen eine so langwierige Arbeit, dass einmal abgeschossene Geschütze für lange Zeit unbrauchbar waren. Heute haben wir schnellfeuernde Kanonen, und die Salutschüsse sind zu einer blossen Höflichkeitsform herabgesunken.

Ein Damenunterrock im Briefkasten. Unter den im Münchener Hauptpostamt kürzlich gefundenen Gegenständen befindet sich auch ein weisser Damenunterrock, der, wie der öffentliche Anschlag meldet, einem — Briefkasten entnommen wurde. Leider offenbart die amtliche Meldung nicht, wie die betreffende Dame, die sich doch in dem Briefkasten umgezogen haben muss, in den Kasten hinein- und wieder herausgekommen ist. Eine Anfrage im Landtage deshalb an den Verkehrsminister ist unausbleiblich und dürfte wohl einen ganzen Sitzungstag, wie das in Bayern üblich ist in Anspruch nehmen.

Wer immer inseriert, erzielt flotten Absatz seiner Waaren.

Vermischtes.

Briefe eines bairischen Landtagsabgeordneten.

An hochwirden herrn Bfarer Emeran Schanderl in Mingharting, Post daselbst hochwirden Herr Bfarer, Gelobt sei Jesses Kristo in aller ewigkeit amen. hofendlich is der herr Bfarer gesund und kreizwollauf und die freilein Köchin, das sie iren Gropf mit schmaltz einschnierbt, bis er fergeht. Ich bin auch wollauf in der schadt Minken und regire, wie es der hochwirden Herr Bfarer angeschapft hat und vergiss auch nicht auf die heulige Rehligion und friehmess, aber leider den nahmidägigen Rosenkrantz kan ich nicht beiwonnen, indem das ich im Barlamend bresent sein mus, wo mir jetzt beraten, wie Deier das Bir sein derf und nicht zwei Fennige mer kost. Ins Teeater und die andern Freidenorte geh ich nicht und lase nicht meine unschterbliche Sele verterben, wo Herr Bfarer geschriben hat,

Blos einmal bin ich im Koliseum gewest, aber es war keine Gefar nicht dabei, weil auch inder hochwirdiger Herr Pichler dabei war und ein Hanswurscht hat auf dem Fotzhobel blast und is auf dem Kopf gestanden dabei, und sind aber keine Unkeisheiten nicht vorgekomen, sinst wär der Pichler nicht dagewesen. Der Hanswurscht war anderst fidöll.

Gestern hab ich mit meinem Bardebruder Lerno in der Blänarsitzung gesbrochen, und er hat gsagt, wen die Freilein bfarerköchin fieleicht einen fedden Hund abstiecht und sein Schmaltz auskocht, wen der Mond waxt, und auf iren Gropf legt, fergeht er, weil er auch einen gehabt hat. Beträf den abdiinnigen bfarer Grandinger mus ich inen schreiben, das er sich recht krauig macht und Reden balt als wen er auch eier wär, aber mir bassen nicht auf und lachen blos. Das is ser draurig, das ein Geistlinger bis auf die Freimauer heruer kommt.

Fieleicht is er eine Heumsuchung Gottes und man mus es mit Seifzen hinnehmen, hat der Pichler gsagt, zur Briefung insere Schtärke. Der fedde Hund fier die Freilein bfarerköchin derf alles sein, blos kein schwartzer Budel und muss man drei Vaderunser betten, wen man das schmaltz auslast. Die Oberfälzer ham alle Gröbf und fertreiben in auf disse Weuse.

Jetzt hab ich noch eine Gewissensfrage, hochwirden herr bfarer, weil ichs fergessen hab, ob ich fier oder gegen die Beamtenaufhäserung schimme. In der Bardei is keine Einigkeit nicht forhanden, weil es verschieden ist und die, die wo was kriegen, sind schon dafier, aber die andern die blos zahlen sind nicht dafier.

Ich bitt schön, hochwirden herr Bfarer, schreim sie mir meinen Schtandpunkt and obs sie noch befelen, das inder Bezierksamtman zwegn seiner frechheit gegen inen fersezt wern mus und wohin ich in fersezen las. Wen sie im nicht verzeien, bin ich gantz ungnedig und tue in auf einen schlechten Bosden, wo er sich fieleicht besinnd, was er geischtlingen Obrigkeit schuldig is. Gesdern is die Viehzälung gewesd, so hat meine Bäurin geschriebn, und si ham mir alle Riedfischer aufgeschriebn.

Inen auch?

Ich mus es jetzt beschlüssen, und sagens der Freilein Köchi, das iren Gropf mit hundsschmalz einschnierbt und auf widersehn macht freide

Ihr liber Freind

Josef Filser

Landtagsabgeordneter

Wie man durch Zufall reich wird.

Ein altes Sprichwort sagt: Das Glück im Schlaf. Ebenso kann man sagen: Das Vermögen kommt durch Zufall, und für diese Behauptung wollen wir einige Beispiele anführen. Eines Tages hatte sich ein braver Holzbauer einen irdenen Kessel gekauft und unter den Wasserlauf einer Quelle gestellt, um ihn dort zu reinigen. Das Wasser floss nur sehr langsam und der gute Mann ging beruhigt nach Hause, um sich seinen Kessel am nächsten Tage abzuholen. Er war inzwischen vollgelaufen und dem Holzhauer fiel es schwer, ihn vom Platze zu rücken. Er sah nach, ob sich vielleicht jemand den Spass gemacht, einige Steine hineinzuwerfen, nahm aber schliesslich einen Schubkarren und fuhr nach der benachbarten Stadt zu einem Apotheker der ihm für den Inhalt seines Topfes etwas Geld gab. Er bat ihn ausserdem, ihm noch mehr von dem «Wasser», wie er sagte, zu bringen, und der gute Mann kam oft wieder und freute sich über die kleinen Summen, die er bekam. Doch die Neuigkeit verbreitete sich, und mehrere Personen taten sich zusammen, um die Wunderquelle aufzusuchen. Es war ganz einfach eine Quecksilbermine, die der Holzhauer in so unerwarteter Weise entdeckt hatte und die sich als reichsten Minen von ganz Europa herausstellten. Auch die De-Beers-Diamantminen wurden durch Zufall entdeckt. Ein Forscher bemerkte eines Tages in dem Garten eines kleinen Burenfarmers mehrere Kinder, die mit schwarzen Steinen spielten. Er näherte sich ihnen und bemerkte, dass es Koblenstücke waren, die Diamantsplitter enthielten. Er erkundigte sich nach dem Orte, wo sie sie gefunden und erfuhr, dass sie sie aus dem Garten selbst aufgelesen hatten. Der Forscher erbot sich, dem Pächter seine Farm abzukaufen, der Bur ging darauf ein und so lernte die Welt die berühmten De-Beers-Minen kennen, die

Millionen eingebracht haben. Das kleine Dorf Coserow auf der Insel Usedom war durch den dreissigjährigen Krieg vollständig verwüstet worden und die Eiuwohner hatten ihr Heil in der Flucht gesucht. Unter ihnen befanden sich auch der Pastor namens Schweidler und seine Tochter Marie. Als alle Gefahr vorüber war, waren die Bewohner ohne Obdach, ohne Nahrung und ohne Geld. Eines Tages stieg Marie auf den Strekelberg um dort Früchte zu suchen; sie kam bald zu ihrem Vater zurück und zeigte ihm zwei Bernsteinstücke, die sie eben gefunden hatte. Dann erzählte sie, der Sturm hätte am Ufer die Sandhügel aufgewühlt und der Erdboden zeigte eine prachtvolle Bernsteinader. Das Mädchen hatte zwei Stücke abgebrochen und sie mitgebracht. Es war noch eine grosse Masse vorhanden, und sie hatte die kostbare Substanz mit Sand zuge deckt, damit niemand ihr Versteck finden sollte. Die Bernsteinader wurde entdeckt, man holte eine grosse Quantität heraus, die man verkaufte, und so kamen die Bewohner nicht nur wieder zu Wohlstand, sondern auch zu Vermögen. Doch in jenen glücklicherweise entschwundenen Zeiten war der Aberglaube so stark, dass die arme Marie, die Wohltäterin des Ortes, der Hexerei angeklagt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Humoristisches.

Parlamentarische Stillblüte. «Meine Herren, die Befürchtung des Herrn Vorredners ist eine Seifenblase. Lassen Sie uns dieser Seifenblase auf den Zahn fühlen, um zu sehen, auf wie schwachen Füßen sie steht!»

Die faule Jugend. Sommerfrischlerin: «Sie haben da ein sehr schönes Huhn — legt's denn auch brav Eier?» — Bäuerin: O na — damit is s'gfeht! 's is so a' schön's und jung's Tier — aber im Eierlegen is's faul!» — Sommerfrischlerin: «Ja ja, meine Beste — die heutige Jugend!»

Modern. Kontoristin (an ihre Freundin: «Ich kann dir nicht schildern, liebe Emma, wie miserabel sich dieser feine Herr benommen hat; wahrhaftig, die Tasten meiner Schreibmaschine sträuben sich, solche Gemeinheiten wiederzugeben!»

Verzwickte Saoh. Gattin: «Max, ich verbitte mir in Zukunft, dass du in meiner Gegenwart von meiner Vergangenheit sprichst!»

Villa de Monte Mór

Francisco Trindade,

Schuhmacher,

empfiehl sich der geehrten Bevölkerung von Friedburg, Monte Mór und Umgegend zur Anfertigung und Ausbesserung jeder Art von Schuhwerk zu billigsten Preisen unter Zusage reeller und prompter Ausführung.

1000 Mark Belohnung.

Kriminal-Roman von Hans Hyan.

(Fortsetzung.)

Auch in Ernestines Augen perlten die Tränen. Aber sie trocknete sie schnell wieder fort, denn eben tauchte ihr ehemaliger Bräutigam drüben wieder auf und neben ihm . . . ja! . . . ja! . . . ja!! . . . das war er!! . . .

Ihr Auge, das jenen nicht losliess, stritt mit dem Ohr, das des Pastors Worte immer wieder ergriff.

«Es wird gesagt,» klang es stark und voll von dem aufgeworfenen Sandhügel, «wenn das Opfer des Mörders begraben wird, dann kann der, der seine Hand mit dem schuldlosen Blute bekleckt hat, den Drang nicht zügeln, dorthin zu eilen, an die offene Grube, um noch einmal hinabzusehen auf den Leichnam. Ist das so und ist er vielleicht hier unter euch Anächtigen . . .»

«Ja!» kreischte plötzlich eine gellende Weiberstimme, und ein Arm reckte aus der Menge, «ja, da ist er! . . . Da drüben steht er! . . .»

Nun entstand eine wahre Panik! Die Menschen stiessen und drängten sich wie unsinnig. Sie fielen über die Gräber, Frauen wurden zur Erde geworfen, man trat auf die Kinder, und der ganz Friedhof hallte von Wehgeschrei und wütenden Rufen.

Die Polizeibeamten, die der Aufschrei des Mädchens in die wildeste Aufregung versetzte, drängten durch die Menge nach dem Mörder, von dem ja keiner wusste, wie der aussah, und sie umringten das Mädchen, Aufklärung fordernd, was die zitternde Ernestine um den letzten Rest ruhiger Ueberlegung brachte.

Ein nervöses Fieber schien die Aermste gepackt zu haben. Sie weinte und schluckzte, und irgend etwas Vernünftiges aus ihr herauszubringen, war ganz unmöglich.

Nun stürzte ein Teil der Beamten nach dem Ausgang, aber die Menschenmenge, von der nur ein ganz geringer Teil wusste, worum es sich handelte — die Fernerstehenden hatten ja weder des Pfarrers Worte noch Ernestines Gekreisch verstanden — die Menge brandete gegen das Eisengitter, heulend und schreiend, wollte selbst hinaus und arbeitete sich in der Angst totgedrückt zu werden, brutal zurück, damit immer grössere Verwirrung anrichtend.

Einige wollten nachher einen Mann über die ziemlich hohe Mauer des Kirchhofs klettern gesehen haben. Aber die Beschreibungen dieser Leute widersprachen sich, die Polizei war allein auf Ernestine Augst und deren Wissenschaft angewiesen.

Die hatte sich zu dem Pastor geflüchtet, und wie ein echter Mittler zwischen dem Mitleid des Allgütigen und dem elendesten seiner Kinder hielt der noch immer auf dem Sandhügel stehende Geistliche seine Hände über der Knieenden.

«Lassen Sie sie!» wehrte er dem Kommissar Hartmuth, der das Mädchen sofort verhaften wollte. «Mir wird sie alles sagen!»

«Ja, ja!» schluckzte Ernestine, «Ihnen, Herr Pastor, bloss Ihnen!»

Und durch die Menge, die sich allmählich herunigt hatte und scheu zurückwich, ging der Priester mit der Dirne, wie einst der unsterbliche Galiläer mir der grossen Sänderin. . . .

Die Nacht war herabgesunken, und ein kaltes Wehen erhob sich. Durch die wieder geöffneten Tore schoben sich die Menschen, mehr geängstigt als erschüttert durch die furchtbare Nähe des Verbrechens.

UVI.

Die Aerzte im Krankenhaus «Friedrichshain» hatten dem Patienten auf keinen Fall die Erlaubnis geben wollen, jetzt schon die Anstalt zu verlassen. Aber Heinz Marquardt liess sich nicht halten. Das Gesicht und den Kopf mit Pflastern beklebt und den linken Arm, den er im Kampfe mit den Verbrechern zur Abwehr vorgestreckt hatte und der daher am ärgsten mitgenommen war, noch in der Binde, verliess er das Krankenhaus, bleich wie der Tod und mit jenen unnatürlich glänzenden Augen, die den Fieberkranken etwas so Unheimliches geben.

Die unheugsame Energie seines Willens, dieser Wille, der nur noch ein Ziel auf Erden kannte, und der durch nichts zu brechen war, der jeden andern Wunsch in ihm verzehrte und jede Schwäche überwand — der war wie der Befehl einer geheimnisvollen und grausamen Gottheit, die den Unglücklichen rastlos vorwärtstrieb und ihm erlaubte, seine Menschlichkeit abzustreifen und als verkörperter Rachegeist seinem linsteren Idol zu folgen.

Die Frau, bei der er jetzt wohnte, schrie laut auf bei seinem Anblick.

«Mein Gott!» Dabei rang sie ihre runzligen, von vieler Arbeit harten Hände.

«Wat ham se denn mit Ihn' jemaacht, Ha Marquardt?! . . . Ja, ja, ick hab' et ja in't Blatt jelesen! Ick weiss ja! Un uff de Polezei, wo ick war, denn ick musste Ihn' doch melden, dat Se wech waren, da hab' ick et ja ooch jehört! Un die sagten da, bei Ihn' wer' et nich ganz richtig, vonwegen alleene raus kriegen un so . . . wat de Beheerde nich machen könnte, det würden Sie schonst lange nich fertich kriegen! . . .»

Aber wissen Se wat, Ha Marquardt, ick' kann Ihn' bejreifen, ick bejreife det! . . . jawoll! . . . Sie sagen sich, rauskommen dhut et doch nich, wenn Sie't nich rauskriegen! . . . Un darum jehn Se los un ruh'n nich eha, bis Se'n haben, den Merder! . . . Ick kann Ihn' det nachfühlen . . .»

Sie begleitete währenddessen ihren Mieter, der gar nicht auf ihr Geschwätz achtete, bis zur Korridorüre.

«Also nu komm' Se wieda? . . . nich war? . . . oder machen Se heute Abend schon wieda sone Fahrt?! . . .»

Marquardt schüttelte mit dem Kopf.

«Nein, ich bin früh zu Hause.»

«Na scheen, scheen . . .»

Sie redete noch immer, als Marquardt schon längst die Treppe hinunter war. Und dann klopfte sie bei der Nachbarin.

«Ham Se'n Momang Zeit, Frau Schulze?»

Der Bordereuschreiber ging langsamer wie sonst. Er hatte zu Hause bei sich einen Brief vorgefunden, der ihn beschäl-tigte.

Der Brief enthielt seine Kündigung. Da seine Anstellung erst in zwei Jahren erfolgt wäre, hatte die Behörde das volle Recht, ihn zu entlassen.

Er wunderte sich gar nicht mal darüber. Dazu dachte er viel zu richtig: er hatte sich, von jenen Leuten aus gesehen, in sehr üble Händel eingelassen, war verwundet worden in einer Kaschemme und war jedenfalls auf längere Zeit hinaus nicht instande, seine Pflichten der Behörde gegenüber voll zu erfüllen. Was sollte man da mit ihm? . . . Nebenbei hatte er selbst geradezu einen Ekel vor der Bureauarbeit und war fest überzeugt, dass, wenn er sich wirklich überwand, und wieder hinging, seine Arbeitsleistungen mehr als fragwürdig sein würden.

So grämte er sich wenig über den Kündigungsbrief. Er würde das Geld, was ihm noch zustand, mitnehmen und im übrigen höchstens noch einen Besuch bei dem Direktor Weckerlin machen, um sich vorläufig auf unbestimmte Zeit krank zu melden.

Schlimm war nur, dass er die vierhundert Mark, die er dann noch zu kriegen hatte, erst in Monaten beheben durfte.

Bei dem nächtlichen Streit, dessen Folgen er noch in allen Gliedern spürte, war auch das erborgte Geld verschwunden . . . wer weiss, ob die Kerle ihn nicht nur deshalb misshandelt haben, um ihm dabei sein Geld fortzunehmen. Und hätte er an jenem Abend sofort der Polizei Anzeige von seinem Verlust machen können, so wäre er velleicht noch wieder zu seinem Eigentum gekommen, ebenso wie jener reiche Herr sein Armband zurückerhalten hatte. So hatten die Beamten nur die Achseln gezuckt: jetzt nach acht Tagen noch bares Geld bei diesen Gesindel finden, nein, das ist wirklies mehr, als man verlangen kann! . . .

Und Geld musste Marquardt haben, woher immer!

So entschloss er sich noch einmal zu seinen Verwandten nach Schönberg hinaus zu pilgern. Er hatte ja selbst Bedenken, ob jene ihn noch einmal helfen würden. Aber er hatte das Geld doch nicht gebracht. Es war ihm geraubt worden und er selbst hatte beinahe sein Leben bei dieser Gelegenheit hingegeben . . . Dachte er nun etwa daran, vorsichtiger zu sein oder gar sein Suchen nach Trudes Mörder aufzugeben? . . . Schliesslich gab es doch nichts Wichtigeres! Was könnten denn dabei ein paar lumpige Hundert Mark für eine Rolle spielen?!

Aber der Vetter liess ihn gar nicht zu Worte kommen.

«Geld willst du haben?» . . . nochmal Geld?! . . . Der Mann lachte laut auf, «ich glaube, du bist nicht mehr ganz gesund, hier!» wobei er heftig gegen seine Stirn klopfte, «ich habe geglaubt, du bringst mir meine hundert Taler zurück und da kommst du und willst mich noch mal anbetteln! . . . Nee, mein Junge, daraus wird nichts, glaubst Du vielleicht, ich stehl' es? . . . Hier, hier!» er hielt Marquardt seine roten Hände dicht unter die Nase: «damit muss ich mir's earbeiten! Ich sitze nich auf'n Kontorschmel und starre in die Luft, wie ihr in eurem faulen



Bureau! . . . Ich sage dir, sei froh, dass du meine Frau nicht zu Hause triffst, die hätte dir 'n Marsch jeblasen, dass de ein für allemal die Nase voll jehabt hättest! . . . er sprach unaufhörlich, schnell und mit entrüsteter Stimme, «nein, ich kann dir bloss sagen, schlag dir diese verrückten Ideen aus dem Kopf! Einmal biste nu beinah dran kaputgegangen! Das kannst du doch nicht! . . . Du bist doch zu dumm dazu! . . .»

«Zu dumm?» sagte Heinz, der zuerst verlegen, dann störrisch und schliesslich richtig böse wurde.

«Hör mal, du, ich verbitt' mir sowas! . . . Du natürlich, was verstehst du denn davon! Du sitzt hier und bändigst deine Heringe! Wie sollst du auch wissen, wie einem Menschen wie mir zu Mute is!»

Der andere wurde grün vor Aerger.

«Ne, warum kommste dann her? . . . was? . . . Du, wenn de so anfängst, dann wer' ich da auch mal was sagen, was ich glaube! . . .»

«Das interessiert mich wenig!»

«Aber mich interessiert es! Weil's sich um mein Geld handelt, du, verstehste? . . . Du denkst ganz einfach, ich bin so dumm und merk' das nicht, dass du mich neppen willst! . . . Aber da irrste dich! Ich bin schlauer als du denkst!»

«Na, na!»

«Jawoll du! . . . Du denkst lass dir man immer Jeld jeben von den Schafskopp. Wiederkriejen tut er's doch nicht! Und denn jehste hin und verjuekst es! Jawoll, mein Junge, dich hab ich jetzt erkanit!»

Heinz Marquardt stützte sich schwer auf den Ladentisch.

«Was tu ich?» sagte er tiefatmend, «was tu ich?»

«Neppen willst du mich! Denkste etwa, ich fürchte mich vor dir, wenn de ooch noch so jrosse Augen machst! Un nu mach, dass de deiner Weje kommst, soust lass ich'n Jendarm holen!»

Heinz Marquardt sah ihn noch einmal mit einem langen Blick an, dann wandte er sich zum Gehen. In der Ladentür traf er die Frau des Vettters.

«Nanu, Herr Marquardt, was machen Sie denn?»

Er aber beachtete die Frau gar nicht und hörte auch nicht mehr die Worte, die der Kolonialwarenhändler seiner Frau zurief. Bloss dass sie sagte:

«Aha! na, das is gut, dass du ihm nischt jegeben hast!»

Das hörte er noch.

Dann ging er im feinen Staubregen der feuchten Witterung hastig die Hauptstrasse hinunter, ohne sich umzusehen, immer gerade aus und von dem Wunsche beseelt, sich so schnell als möglich aus dieser Gegend zu entfernen.

Erst wie er beim Botanischen Garten war, verlangsamte er seine Schritte. Und plötzlich zog ihn irgend etwas, über das er sich nicht klar wurde, da hinein. Vielleicht dachte er bei der winterlichen Oede des grossen Gartens an den Kirchhof, auf dem seine Trude schlummerte.

Er ging weiter hinein, an den grossen Gewächshäusern vorüber und schliesslich in ein offene Tür hinein.

Palmen, mächtige, his unter das hohe Glasdach sich aufschwingende Fächerpalmen

mit ihren runden, spitzgezackten Riesenblättern, Yuccas, die ihre gewaltigen, tiefgrünen Blätterschäfte strahlenförmig auseinanderbreiteten, und Phönixpalmen, die bei all' ihrer Kraft und Grösse so spielend zierlich schienen — Heinz Marquardt betrachtete sie mit einem ihm selbst ganz unerklärlichen Interesse.

Diese arme, von soviel mörderischen Hieben des Schicksals getroffene Menschenseele klammerte sich, verzweilungsvoll die Welt und ihre Menschen fliehend, an den milden Glanz dieses künstlichen Frühlings und warf, für Augenblicke wenigstens, ihre Last von sich. Weil keine Menschenbrust da, an der er weinen konnte, sank er auf eine Steinbank unter den Palmen hin und schluchzte, bis ihm leichter ums Herz wurde, bis er sich erheben konnte, nicht getröstet, aber doch mit stillerem, zufriedenerem Gemüt.

Und als er dann aufstand und hinaustrat in den regnerischen Januarnachmittag, da fiel ihm etwas ein, dass er sich an den Kopf lasste und plötzlich stehenbleibend sich fragte:

«Wie hab' ich daran nur nicht gleich denken können!»

XVII

Es war gut, dass der Weg, den Heinz Marquardt zu machen hatte, nicht gar so weit war, seine Kräfte wären dem nicht gewachsen gewesen. Als er in der Maassenstrasse 87 ankam, zitterten ihm die Kniee und er fühlte den Schlag seines Herzens bis in den Hals hinauf. Etwas mochte auch seine seelische Aufregung daran schuld sein, die bange Ungewissheit, ob er hier die Unterstützung finden würde, ohne die er sein schweres Werk nicht ausführen konnte.

Das hohe Vestibül des sehr vornehmen Hauses mit seinen in die Marmorwände eingelassenen Riesenspiegel machte ihn noch ängstlicher. Und mit zager Hand zog er den Bronzegriff der Klingel.

Ein Bedienter öffnete, ein englisch frisiertes junger Mann im knappen Jackett mit Perlmutterknöpfen an den engen Hosen.

«Sie wünschen?»

«Ich möchte Fräulein Hilde Boras sprechen.»

«Bedaure sehr! . . . Das gnädige Fräulein empfängt jetzt nicht.»

Heinz Marquardt bekam einen grossen Schreck. Und wie er in seiner Bestürzung gar nicht wusste, was er sagen sollte, wollte ihm schon der Diener die Tür vor der Nase zumachen. Aber da zog er hastig die Karte vor, die er damals von ihr bekommen hatte. Und mit einer fast bittenden Gebärde sagte er:

«Aber sie hat es mir ja selbst gesagt! Da sehn Sie doch mal! . . .»

Der Diener betrachtete misstrauisch die Karte, dann meinte er sehr zurückhaltend: «Na, ich werde fragen . . .»

Wie er aber zurückkam, war er recht höflich:

«Darf ich bitten? . . .»

Und half dem Gast den Mantel ablegen und öffnete mit heissenem Lächeln die Salontür.

Die schöne Bewohnerin dieser kostbar eingerichteten Räume kam Heinz Marquardt mit wirklicher Freundlichkeit entgegen.

«Sie Armer! . . . Ich habe von Ihrem Unglück in den Zeitungen gelesen! . . . Wären Sie doch damals nur gleich mit uns gegangen! . . . Denken Sie doch! Wenn Graf Saarlwald nicht zurückgegangen wäre mit dem Kommissar! . . .»

«Da wär' ich sicher nicht mit dem Leben davongekommen! . . . Aber vielleicht wäre das besser für mich! . . .»

Er hatte auf ihre Bitte in einem der mit silbergetöntem Cohelinstoff bezogenen Fauteuils Platz genommen und sah trübselig vor sich nieder.

Mit einer beschwichtigenden Bewegung ihrer ideal geformten Hand, deren leuchtender Schmelz durch kostbare Ringe noch gehoben wurde, tröstete sie ihn.

«Sie sollten sich vor allen Dingen von diesen traurigen Gedanken befreien! . . . Und mit einem mitleidigen Blick ihres schimmernden, im Ausdruck so rasch wechselnden Augenpaares setzte sie hinzu:

Aber das wird Ihnen gewiss recht schwer, in Ihrem jetzigen Zustand! . . . Sagen Sie, haben denn die Aerzte Sie so herausgelassen aus dem Krankenhaus? . . . Sie können doch gar nichts unternehmen! . . .»

«Oh! sagte er, und auf seinem abgemagerten Gesicht zeigten sich die roten Flecken der Aufregung, «ich kann! Ich kann alles, gnädiges Fräulein! Mein Leben hat nur noch den einen einzigen Zweck! . . . Wenn es wirklich dahin kommen sollte, dass ich das, was ich mir vorgenommen habe, nicht mehr ausführen kann, dann hänge ich mich auf!»

Sie verschloss ihm die Lippen mit ihren schlanken Fingern, die er in einer Regung leidenschaftlicher Dankbarkeit inbrünstig küsste . . . Wer weiss, ob sie ihm Geld geben konnte und wollte, aber auf jeden Fall nahm sie Anteil an seinem Geschick — schon das erquickte ihn und machte ihn ihr ganz ergeben.

«Und nun erzähler Sie mir von ihr!» sagte das schöne Mädchen, das in ein Gewand aus weicher, dunkelgrüner Seide gekleidet, in seiner raffinierten Einfachheit nur den Schmuck der roten, goldglänzenden Haare als Kontrast dagegenstellte.

«Wie gut, wie lieb und wie schön muss Ihre Frau gewesen sein, dass Sie ihr so die Treue halten!»

Er sagte nichts, nur seine Tränen sprachen.

«Haben Sie sie lange besessen?»

«Ein halbes Jahr.»

Sie liess in ruhig sich in seine Erinnerungen versenken, dann sagte sie mit ihrer leisen, wie fernlockende Musik klingende Stimme:

«Dachten Sie nie daran, welch' ein Glück in so kurzem Besitz liegt . . . wie süss es ist, nur Liebe gegeben und nur Liebe empfangen zu haben . . . ohne den geringsten Tropfen Hass! . . . ohne ein hartes Wort! . . . immer nur Liebe — dachten Sie nie daran?»

Er horchte auf, doch grollend sagte er: «Aber es hätte darum doch so bald nicht enden brauchen! . . .»

«Bald? . . . bald? . . . Das Glück ist nur ein Augenblick . . . ein Hauch, der weht im Winde . . . eine süsse Illusion, nichts weiter . . .»

Ihre Stimme gab eine Ahnung von diesem Glück, sie schien körperlos, wie Geisternähe.

«Sie sind doch glücklich! . . . Sie tragen Sie ja noch immer in sich, diese Glut, die nicht verlöschen kann! . . . Wissen Sie nicht, dass unsere Herzen im Leben sterben und im Tode leben?!»

Er sah sie an und trank den Balsam ihrer Worte wie ein Verdurstender. Und dann fiel ihm ein, dass er ja hergekommen war, um Geld von ihr zu fordern. Und die Angst von vorhin erfasste ihn zwiefach, weil er einsah, dass er jetzt nicht mehr imstande sein würde, Geld von ihr zu fordern.

Es schien, als sähe sie die Furcht hinter seiner Stirne zittern und sich verstecken. Sie sagte plötzlich mit ganz verändertem, neklklingendem Ton, der ein Lächeln auf seine Lippen zauberte.

«Aber Sie brauchen Geld, nicht wahr?»

«Ja, woher wissen Sie denn?» stammelte er.

«Aber das stand doch auch in der Zeitung, dass Ihnen diese schrecklichen Menschen Ihre Brieftasche, alles, was Sie besessen, genommen haben . . . nicht wahr, Herr Marquardt, Sie werden meine Hilfe nicht zurückweisen? . . . Ich komme so selten in die Lage, wirklich etwas Gutes zu tun . . . hier kann ich es mal . . .»

Er war auf die Knie gesunken und verbarg seine nassen Augen in ihrem Kleide. Und sie zog den teuren Stoff, der von seinen Tränen grosse Flecke bekam, nicht fort . . . Sie lächelte, dass all der Schmelz, alle Jugend wieder in ihr Gesicht kam, und blickte verstohlen in den grossen Kristallspiegel und fand sich selbst mit dem vor ihr knieenden Manne in der Pose der Barmherzigkeit und der Rührung, welche die Wahrheit waren, ganz bezaubernd . . .

Indem klopfte es.

Heinz Marquardt sprang verwirrt auf.

Und nach einer Pause, in der die Schöne ihrem Besucher Zeit liess, sich zu sammeln, trat der Diener auf ihr «Herein» in den Salon und meldete Herrn Schindler.

Da lachte sie hell auf!

Diese Lustigkeit hatte etwas so Ansteekendes, dass auch Heinz Marquardts Gesicht gleich hell wurde.

«Passen Sie auf,» flüsterte sie, «in fünf Minuten haben Sie Ihr Geld . . . wieviel brauchen Sie denn? . . .»

Eh! Heinz sich noch für eine Ziffer entscheiden konnte, trat Herr Schindler schon mit einem Blumenbukett herein, das viel zu gross war, um elegant zu sein.

Er machte ein bitterböses Gesicht, als er Marquardt bemerkte, dann aber sich zu einem süsssauren Lächeln zwingend, sagte er ihm nachgemaachten Kavalleristenton:

«Na, schon wieder auf den Beinen, Herr . . . Herr . . .»

Marquardt!» vervollständigte Hilda.

«Ah . . . ja . . . Herr Marquardt . . . richtig! . . . ganz recht . . . hatte total vergessen! . . . Nu sagen Sie mal, Herr Marquardt, wie war Ihn' denn da so, als Sie so unter die Rotte Korah fielen?»

Er lachte ein paar mal kurz auf, offenbar erschien ihm diese Situation komisch.

«Er dachte an Sie, Herr Schindler!» nahm Hilda wiederum statt ihres Schätzlings

das Wort, «das heisst, nach der bösen Affaire hat Herr Marquardt besonders intensiv an Sie gedacht! . . . Sie wissen doch, dass man dem Aermsten dabei sein ganzes Geld weggenommen hat? . . . Na, und . . . das übrige . . . das brauch' ich Ihnen, lieber Freund, doch wohl nicht erst sagen, was?»

«Wieso?» Der junge Mann, heute mit einem englischen Anzug in kleinem Karomuster angetan, der ihm das Aussehen eines etwas abenteuerlich geformten Schachbrettes gab, sah ganz verduzt drein. Vielleicht kam ihm schon eine Ahnung dessen, was er erdulden sollte, aber sicher wusste er jedenfalls noch nichts.

«Wieso?» fragte er nochmals, «ich hatte doch nichts damit zu tun, mit der Affäre.»

«Doch!» Hilda blieb stockernst, «docht, Herr Schindler! . . . Sie haben damit zu tun! . . . Nicht viel allerdings, sondern für Ihre Verhältnisse sogar sehr wenig! . . . Um lumpige tausend Mark handelt es sich! . . . Und nicht wahr, mein Lieber, dass Sie Herrn Marquardt diesen kleinen Verlust ersetzen, das ist doch ganz selbstverständlich, darüber reden wir gar nicht lange!»

Herrn Schindlers Gesicht schrie in diesem Augenblick nach dem Photographen. Aber Marquardt zitterte: wie konnte sie bloss so töricht sein und soviel von dem Menschen verlangen! . . . Das gab der ja nicht, nein! Nein! . . . Jetzt würde er gewiss ohne einen Pfennig abziehen müssen. . . .

Emil Schindler war inzwischen zu sich gekommen.

«Der Witz ist vorzüglich, geliebte Hilda!» grinste er.

Aber sie unterbrach ihn sofort:

«Pst, Emilchen! Nicht so familiar! Das kann ich mir wohl erlauben, aber Sie noch lange nicht! Und vorläufig ist auch gar keine Aussicht, dass wir jemals dahin kommen. Ich pflege nämlich meinen Verkehr nicht unter Kniekern und Geizhälsen zu suchen. . . .»

«Wie meinen Sie denn das?» jammerte er, «was soll ich denn tun?»

«Na, ich glaube, ich habe Ihnen das doch hinreichend angedeutet!»

«Na, was geht mich denn der . . . der Herr da an! . . .»

Hilda stand auf und wandte sich zu Heinz:

«Bitte, Herr Marquardt, wir wollen uns im Nebenzimmer weiter unterhalten!»

«Aber nein! Nein!» Emil Schindler war schon an ihrer Seite: «Sie wissen doch, dass ich alles tue, was Sie haben wollen! . . . Dass ich jeden Blödsinn ausführe, wenn Sie's befehlen . . .»

«Erstens befehle ich keinen Blödsinn und zweitens werden Sie selten oder nie imstande sein, das zu beurteilen! . . . Also wollen wir das Geschäftliche bitte erst erledigen, Sie gestatten doch! . . .»

Und ohne Umstände dem Jüngling in die innere Jackettasche greifend, suchte Sie nach seinem Portefeuille.»

«Nee, Jott sei dank,» meckerte er, «da is es nicht! Draussen im Paletet . . .» Er ging zur Klingel.

«Na, das hätt' ich wissen sollen,» scherzte sie, «da hätt' ich Sie wegen der Lapalie erst gar nicht lange angestregelt!»

Der Diener kam und brachte auf Hildas Befehl den Ueberrock des jungen Mannes.

«Da Sie schon gerade dabei sind Emilchen, lassen Sie gefälligst gleich noch einen braunen Lappen raus, ich habe meiner Putzmacherin für morgen 'ne kleine Abschlagszahlung versprochen . . . so, my boy, schönsten Dank! Und hier lieber Herr Marquardt, haben Sie Ihr Eigentum zurück . . . wenn der Herr es Ihnen auch nicht gerade genommen hat, so war doch sein Vater darin gross, im Nehmen meine ich . . .»

«Aber Hilda!»

«Aber Emil! . . . Ich behaupte ja auch nicht, dass vot' chère père jemals etwas gestohlen hat . . . nein, nur genommen und zwar Prozente, zweihundert und darüber . . . So lieber Emil, und jetzt, nachdem Sie Ihre Schuldigkeit voll und ganz getan haben, jetzt können Sie wieder gehn. . . . Morgen um diese Zeit bin ich für Sie zu sprechen, der heutige Tag gehört meinem armen Freunde hier, der mich nötiger braucht, wie ihr alle zusammen! . . . Und grüssen Sie den Grafen, wenn Sie ihn sehen!»

Der kleine Herr wollte lamentieren und legte sich schliesslich aufs Bitten, aber es nützte ihm alles nichts, sie führte ihn selbst hinaus.

Dann zu Marquardt zurückkehrend, scherzte sie:

«Na, was sagen Sie nun zu mir? Bin ich nicht ein herzloses Ungeheuer, das die Männer ausraubt, wie ein Vampir? . . . Ach, lieber Freund! . . . im Grunde genommen macht mir das alles keinen Spass! . . . Ich möchte nicht in Dürftigkeit leben, da würde ich eine zugemachte Ofenklappe oder etwas Blausäure vorziehen, aber das Verschwenden wird auf die Dauer auch langweilig . . .»

Sie dehnte ihren schlanken Körper, breitete die Arme weit aus und mit ihren goldfarbenen Augen in Weiten starrend, von denen der Mann, der vor ihr sass, nichts ahnte, sagte sie mit ihrer süssen Stimme so leise schwebend, dass es war, als redete das Unsichtbare, das Schweigen selber:

«Ich habe Sehnsucht . . . wonach weiss ich nicht . . . mein Hunger ist nicht zu stillen, weil ich meine Speise nicht linde . . . vielleicht die Liebe, die ich nicht kenne . . . wer sie mich lehren würde! . . . wer sie mich lehren würde! . . .»

Und dann trat sie in einer jäh erwachenden Regung an Marquardt heran:

«Du Armer! . . . Du hastest sie gefunden und hast sie verloren! Und nun suchst du . . . aber die Sterne fallen nur einen Augenblick . . . Dann verlöschen sie für immer . . . und sucht man die toten Sterne? . . .»

Sie beugte sich über ihn und küsste seine fiebrigen Lippen, dass er erschauerte:

«Dich könnte ich lieben, aber nur so, wie du jetzt bist, so elend, so traurig um die Tote! So bist du anbetungswürdig, so . . .»

Er starrte sie fassungslos an. Er verstand dieses Suchen nach Sensationen, dieses Tasten einer bis ins Abnorme verfeinerten Seelenspitze nicht mehr. Und sie sah das und berauschte sich doppelt an seinem Staunen.



Dann erhob sie sich und sagte:

«Gelt jetzt . . . aber ja, eins noch, wenn dir einmal auf deinen finstern Wegen ein Mensch mit Namen Erwin Boras aufstossen sollte . . .» Sie besann sich:

«Nein, vergiss den Namen lieber wieder, er hat ihn vielleicht selbst schon vergessen . . . aber achtgeben kannst du doch: er ist gross, wie ich, nein, noch grösser, hat glänzend schwarzes, sehr glattes Haar und ein starres, sehr düstres Auge . . . wer er war? Auch das will ich dir sagen: er war mein Bruder . . . Und solltest du ihn finden, so nenne ihm nicht meinen Namen, sage überhaupt nichts von mir, sondern sprich bloss zu mir von ihm! Ich weiss nicht, wie du ihn finden wirst, aber ich führe . . .»

Sie unterbrach sich plötzlich.

«Ich glaube, dass ich ihn trotz alledem lieb haben müsste, wenn er wiederkäme.»

Und plötzlich, sich wie eine fürsichtige, frierende, kleine Katze auf einen seidenen Puff niederkauernd, sagte sie leise:

« . . . wir rannten immer zusammen durch die Strassen, der kleine Junge und ich . . . und wir bettelten, bis sie uns eines Tages beide ins Waisenhaus brachten. Aber er blieb nicht, er riss aus . . . Und dann kam er eines Tages zu den Leuten, wo ich Kammermädchen war, und bat mich um Geld . . . ich gab ihm auch welches . . . aber sie fingen ihn doch ein . . .»

Ihre traurigen Augen schienen weit hinaus nach dem Verlorenen zu suchen.

« . . . Wie wir uns wiedersahen, half er mir. Ich hatte zum ersten Mal kennen gelernt, was die Männer wert sind . . . und ich glaube, ich wollte mich umbringen . . . Ganz zufällig kam er . . . ich sehe noch heut die Konditorei in der Friedrichstrasse, wo ich für meine letzten fünfzig Pfennig Schokolade trank. Damals hatte er eine Stellung und eine Braut, Trude hiess sie und war ein süsses Geschöpf.»

Marquardt horchte auf.

«Trude? . . . So hiess meine Frau . . .»

«Ach! . . . ja, die Truden sind immer gut . . . ich hatte eine Schwester, die hiess auch so . . . aber sie starb mit zwei Jahren . . . Gottseidank!»

«Und die andere?» fragte Marquardt, den ein peinliches Gefühl bewegte.

«Ach die! . . . Ja, eines Tages erfuhr sie, dass Erwin schon mal Unglück gehabt hatte. Da war's aus . . . und ich glaube, das hat ihn wieder hineingestossen in das wilde Leben . . . ich weiss nicht . . . wir haben uns danach selten mehr gesehen . . . Ein paar Mal las ich in der Zeitung . . . ach! . . .»

Sie schüttelte sich. Und mit einer Bewegung, als wollte sie alles das von sich fortdrängen, erhob sie sich von dem Kissen und streckte Marquardt die Hand zum Abschied entgegen.

«Leb' wohl und denk' an mich! Ich bleibe deine Freundin! . . . Und höre, vielleicht kann dir das nützen: Jeden Freitag Abend ist hier eine Gesellschaft von allen möglichen Menschen beisammen. Alles sehr elegant gekleidete und daher feine Leute. Der bekannte Graf Manolesko war seinerzeit auch hier und hat uns von seinen indischen Reisen unterhalten . . .»

«Der Hochstapler?» fragte Heinz zögernd.

«Ja wohl! . . . Vielleicht hat es Zweck,

dass du herkommst, mein Lieber! . . . Also leb' wohl, auf Wiedersehen!»

Und sie umarmte ihn und küsste ihn wie eine Schwester.

Ganz wirbelig und wie berauscht erreichte der junge Beamte die Strasse.

XVIII

Maass ging mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen in seiner Zelle schnell auf und ab.

Wie so Tag auf Tag verging ohne dass man ihn frei liess, war seine anfängliche Zuversicht schwankend geworden: sollte es am Ende doch möglich sein, dass ein ganz Unschuldiger wegen Mordes verurteilt wurde?

Seine Seele erhebe unter der Wucht dieser Befürchtung, und seine Phantasie hing an, sich mit blutigem Pinsel das Schreckgemälde der eigenen Hinrichtung auszumalen . . . Denn wenn sie ihn schon einmal verurteilten, dann — —

Nervös blieb er stehen an der weissgetünchten Wand, die über seinem Kopfe das Fenster hatte. Und er liess die schwere Klappe am Eisenhalter herabgleiten, um Luft in den engen Raum hineinzu lassen. Dann lockerte er das blauweisskarrirte Halstuch, ihm war, als müsste er ersticken.

Und trostlos sah er sich in der Zelle um.

Da stand das an der Wand hochgeklappte Bett, dessen Pferddecke und Seegraskissen jeden Morgen mit vieler Mühe so akkurat zusammengelegt und gepackt werden mussten, dass kein Zoll Decke oder Leinentuch hervorsah, und rechts davon, etwas höher, der kleine, hölzerne Schrank, in dem sich der Essnapf, ein Becher, Löffel, ein hölzernes Messer und Bürsten und Putzzeug befanden, — auch dadrin hatte alles seinen genau angewiesenen Platz, wie beim Militär . . .

Dann starrte er wieder nach dem Fenster hinauf, hinter dessen Eisengitter ein Stückchen Himmel sichtbar war, ein blaues Stückchen Himmel, über das flatternde Wölken rasch dahinzogen.

Und dann rannte er wieder auf und nieder, noch schneller wie vorhin . . . An die Trude dachte er jetzt gar nicht mehr! . . . Ihr schreckliches Ende tat ihm nicht mehr weh . . . er begann sie fass zu lassen . . . Ohne sie sässe er jetzt nicht hier! Wenn er doch nie ihre Bekanntschaft gemacht, sie nie gesehen hätte! . . .

Ein nervöses Schluchzen erschütterte seinen Körper und es begann sich seiner jenes schreckliche Gefühl zu bemächtigen: die Zellenangst, die den Befallenen laut anschreien und toben und mit dem Schädel gegen die Mauer rennen lässt, bis er ganz ermattet zusammensinkt.

Der Schlüssel rasselte im Schloss und der hereintretende Aufseher kommandierte: «Fertig machen zur Vorführung!»

Ein Zittern befahl den jungen Beamten und er folgte dem Aufseher, schnell und glücklich, das er nicht mehr allein in dieser fürchterlichen Zelle bleiben brauchte, dass er vielleicht etwas tun könne zu seiner Befreiung.

Nun ging es die Galerie des zweiten Stockwerkes entlang, dann die eiserne Wendeltreppe hinab in den ersten Stock und weiter ins Parterre nach dem Zentral hin, in das alle Gänge und Korridore des weitläufigen Gebäudes zusammenlaufen.

Dort aber wurde Maassens Geduld auf eine neue Probe gestellt; der Aufseher hatte ihn sich mit dem Gesicht nach der egal weissen, hier allerdings mit Oel gestrichenen Wand hinstellen lassen und war fortgegangen.

Etwa fünf Schritt von ihm entfernt wartete ein anderer Untersuchungsgefangener.

«Warum bist du 'n hier?» hörte Maass leise fragen. Aber er erwiderte nichts. Viel zu ängstlich, irgend welchen Verkehr mit seinen Leidensgenossen anzuknüpfen, hatte er vielmehr beschlossen, alles zu vermeiden, was den Leuten ein Recht geben könnte, gegen ihn vorzugehen.

Endlich kam ein anderer Aufseher und sagte:

«Los!»

Maass ging vor ihm her durch einen glasgedeckten Gang, der hinüber ins Kriminalgebäude führte. Und seine Schritte hatten wieder die Elastizität der Jugend, er hoffte ja, frei zu kommen. Einmal mussten diese Menschen doch einsehen, dass er unschuldig war!

Aber nun, nachdem er mit seinem Führer zwei schmale Steintreppen hinaufgestiegen war und den breiten Korridor betreten hatte, kam er doch noch nicht ins Zimmer des Untersuchungsrichters.

Man brachte ihn in das «Zimmer der Angeschuldigten», einen grossen Raum, dessen Luft von der Ausdünstung der vielen und nicht immer reinlichen Gefangenen, die man da hineintrief, verpestet war.

Maass blieb eine Weile in der Nähe der Tür stehen, bis einer von den Dreien, die am Fenster standen, sagte:

«Na, man immer rin in die jute Stube! . . . Du scheinst den Rumel hier noch nich zu kennen! Nebenbei sagt man juten Tach!»

«Guten Tag!» sagte Maass leise und zaghalt.

«Also, wo wa ick doch stehn jebliem?» meinte ein kleiner Dicker mit einer schlimmen Nase.

«Na, wo du dir die Staude ebent rieba-gezogen hattest un die junge Frau kam un fragte, ob det dein Hemde were», half ein älterer Mann im schwarzen, fuchsigen Anzug, der eine Stahlbrille trug und von den anderen «Apthekerjustav» genannt wurde.

Ach so, ja richtig! Also ick stand da, so unschuldig wie 'n Lämmecken, un die Staude (Hemd), die ick eben ausgezogen hatte, die rannte daweile alleene weg, vonwejen die villen Bienen (Läuse). Ick vabeuje mir also vor ihr un sage: «Jnädje Frau», sag' ick, «et is zwar nich meine, aber 't wird meine! Un jetzt is et ooch meine — oder is et nich meine?» — Un damit trat ick ganz dichte an se ran un lob de Hand uff — hier seht Eich den Platong jefälligst mal an! . . .»

Der Dicke erhob seine Rechte, die wirklich zweimal so gross war, als man es nach seinen sonstigen Körpermassen hätte erwarten dürfen.

«Un da fing se an zu blären, det ick ihr rasch 'n Mund zuhalten musste, det Fraunzimmer! . . . Aber drieben in't Haus hatten se 't doch schon jeheert, mir blieb also weita janischt übrig, als zu teilachen (forthlaufen). Imma haste nich jesehn,



los, rieber über de Wiese, un dabei in de eene Hand meine Kluft (Anzug) un in de andre de Trittschen, (Stiefel) 'n Obermann (Hut) hatte ick Jottseidank damals nicht, un so brauch't ick 'n ooch nich feste zu halten! . . . Mit eenmal komm ick an' Jrahen — so breet war er! Aber ick 'n Anlauf jenomm un rieber, det jing man so! Wie ick drüben bin, dreh ick ma um un lächle, weil ick dachte: «Na, Franze, nu biste scheene raus mit siebzig un 'n Freilos! . . . Jawoll, Scheibe! . . . Ick denke, mir laust der Affel! Denn wat sehen meine Oogen, da hinten macht eener 'n Hund los . . . Na, wat soll ick eich da lange azehlen: bis an 'n Wald bin ick noch jekommen, denn war 't Essig! . . . Die Tele wie son Varickta hinter mich her un pletzlich hatte se mir un det neue Hemde, wodruff ick so stolz war, un det war gleich een Fetzent! . . . Wisst ihr, wat 'n Bauernverhör is? . . . Nee? . . . Na, ick kann eich sagen, det hab' ick an den Tach kenn' jelernt! Un zwar jarnich, wie't Mode is! Mit alle Chikanen! Wenn ick dadran denke, denn juckt et mir heite noch!»

«Na, un wie kommst 'n hierher, Dicker?» fragte ein sehr grosser, der eine wahre Fehchergestalt und ein paar Dolchaugen in dem wie aus braunroten Stein geschnittenen Gesicht hatte.

Der Dicke schüttelte beleidigt den Kopf:

«Ach, Menschenskind, det wa' ja die jösste Demlichkeet! Da waren nehmlich 'n paa' Holzarbeiter, die in de Nähe tetig waren. Die fanden mir, wo ick lag, denn mit det uffstehn un jehen det jing de ersten paa' Stunden man sehr mies . . . Na un, die beeden Leite, die fragen mir natierlich, warum ick denn da liegen dhäte? Ick meente, ick hätte mir dadriebe auszogen und dabei hätte mir 'ne Frau ieberrascht, weil ick jrade mein Hemde jewechselt hätte, — det ick et aber mit eens von ihre vawechselt hatte davon hab' ick zu die Leite nischt gesagt. Die waren nu ganz kolossal entrüstet dadrieber, un red'ten ma zu, ick sollte ma doch um Jotteswillen dabei nich beruhigen un se wollten ma helfen, det ick mein Recht kriegte. Un denn luden se mir uff un brachten mir bei'n Amtsvorsteher. Der nahm 'n Protokoll uff, denn allens, wat recht is, ick sah aus wie'n Tartarbiestick mit Zwiebeln, un ick wurde soja uff Kosten von die Leite, die mir vahann hatten, 'n paar Tage in de Heimat (Herberge zur Heimat) verplegt. Aber denn drehten die den Spiess un un vermasselten mir bei'n Staatsanwalt. Na un da haben se det denn richtig so rausjedreht, det ick hochjing, wejen Raub! Jawoll, ausjerechnet Weil ick se bei'n Schlung jefasst hatte, die Olle! . . .»

Der Schlüssel klapperte, alles war still. «Behnke!»

Der Dicke verliess, affektiert gleichgiltig mit den Armen schlenkernd, das Zimmer.

«Da kriecht a seine drei Jahre, det knallt man so!» sagte Apothekerjstuv, mit einer Kopfbewegung hinter dem ehen gegangenen herdeutend.

«Wat joben Sie denn, vaehrter Herr, det Se kriegen werden?» wandte er sich mit einer ironisch tiefen Verbeugung an Maass.

Der wich unwillkürlich zurück, wobei er voll heimlicher Furcht sagte:

«Ich . . . ich . . . ich weiss nicht . . . ich bin unschuldig! . . .»

«Dat sind wa' alle!» rief der Andere laut auflachend und sämtliche Insassen des Zimmers stimmten in diese Heiterkeit ein.

«Oder jlooben Se etwa . . .»

Aber da rasselte wieder der Schlüssel und aus der eintretenden Stille heraus verliess wieder einer das Zimmer.

«Das wa'n Erpresser,» meinte der alte Herr mit der Brille, «is schon dreimal verknaxt — macht fünf Jemmchen minimum!»

Maass sah den Alten erstaunt an; woher wusste der alles das so genau? War es es am Ende ein Beamter, der hier zwischen die Verbrecher gesteckt wurde, um aufzupassen? . . .

Der Alte aber nahm das Anstarren des Jüngeren als eine Aufforderung, sich mit ihm zu unterhalten, näherte sich Maass und sagte gedämpft:

«Na und Sie? . . . woll wejen Schiebung, was? . . . ich meine, wegen Betrug?» setzte er hinzu, da Maass ihn so fremd ansah.

Alfred Maass seufzte tief auf.

Sollte er sich diesem Menschen anvertrauen? Unter anderen Umständen hätte er es sicher nicht getan, aber hier, heute, in der schrecklichen Gemütsbewegung, die ihn ganz krank machte, in der Aufregung und qualvollen Erwartung dessen, was die nächste Stunde ihm bringen würdn, konnte er sein Mitteilungsbedürfnis nicht zurückhalten.

«Wegen Mord,» sagte er leise.

«Das heisst, ick habe es nicht getan,» sprudelte er, als er das Zurückweichen des Alten sah, sofort hervor, «ich bin absolut unschuldig! Die sind ja hier alle verrückt! Wie sollte ich denn dazu kommen? . . . Die Frau meines Kollegen! . . . Weil ick sie früher mal gekannt hatte! . . .»

Er brach in lautes Jammern aus und schlug die Hände vor's Gesicht.

«Wejen Mord?» der Alte wiegte den Kopf hin und her, «det is woll der Fall in de Koloniestrasse, wovon se jestern Abend bei uns in Schlaftaal jeredet ham' . . . na, heeren Se mal, 'ne Frau, 'ne ganz junge Frau! . . .»

Der Sprecher zog sich zurück und während Maass weinend stehen blieb, sammelten sich die sämtlichen andern in der Ecke beim Fenster und berieten miteinander. Offenbar waren ihre Meinungen geteilt, denn hin und wieder fielen lautere Worte, die wie Streit klangen.

Endlich sagte der Alte vortretend:

«Det vasteh' ick nich, det se Ihn' iebahaupt hier rinjehracht ham . . . sone ganz schweren Sachen kommen doch for jewöhnlich hier nich her . . . det heesst, es is ja mechlich, det Sie't nich waren, aber for jewöhnlich . . . na mit een Wort, wir beschweren nns dadriebe! . . . Mit'n Raubmörder in eene Zelle, det brauchen wa uns nich zu jefallen lassen! . . .»

Damit kehrte er sich ostentativ von Maass ab, ging wieder zu den andern, die die Unterhaltung jetzt lauter und, ohne

auf den selbst hier Ausgestossenen Rücksicht zu nehmen, fortsetzten.

Alfred Maass hatte die Hände vom Gesicht genommen und eine Weile mit offenem Munde dem sich abwendenden Alten nachgestarrt.

Jetzt setzte er sich auf die nunmehr gänzlich freie Bank. Auf seinem Gesicht erschien allmählich wieder das Lächeln, mit dem er an jenem Nachmittag die von der wütenden Menge umlagerte Morgue verlassen hatte. Er hörte auf nichts mehr, was jene redeten. Seine Seele war blind und taub für alles, was um ihn her vorging, nur den Racheschrei seines Herzens vernahm er noch über die blöde Ungeerechtigkeit des Schicksals und der Menschen, die sich alle, aber auch alle verschworen zu haben schienen, um ihn zu peinigen.

XIX.

Als bald der Aufseher wieder hereintrat, umringten die anderen Gelangenen ihn sofort und forderten, alle durcheinander schreiend Maassens Entfernung.

«Denn det haben wa doch nich vadiant,» fasste der Alte ihr Lamento zusammen:

«Mit'n Raubmörder in eene Zeelle, nee, dazu hat det Jerieht keen Recht! Dafor jibbt et hesondre Zellen! Det wer ja noch scheener! . . .»

Der Aufseher war offenbar selber bestürzt. Es lag ein Versehen vor; der Maass hierher gebracht, hatte vergessen, ihm die nötigen Mitteilungen zu machen. Uebrigens hatte er Maass grade eben holen wollen.

Auf dem Korridor, während der Angeeschuldigte neben ihm herschritt, sagte der Aufseher stockend:

«s is nich nötig, dass Se da was von sagen, vastehn Se! Se tun überhaupt gut, hier nich zuviel zu reden.»

Maass sah den Mann ganz verständnislos an; was wollte denn der? worüber sollte er nicht reden? Und eh' er sich noch klar wurde, was jener von ihm verlangte, stand er vor dem Zimmer des Untersuchungsrichters.

Der Beamte klopfte.

«Herein!»

Maass sah, noch ehe die Tür sich öffnete, den Richter, dem er ja schon mehrfach gegenübergestanden hatte, deutlich vor sich, einen hageren, blassen Herrn, der die nervöse Angewohnheit hatte, beim Verhör mit den Oberzähnen an der Unterlippe zu kauen, die die Enden seines dünnen blonden Schnurrbartes zusammenzunehmen und in den Mund zu stecken. Er hatte blutlose, knochige Hände, die er für gewöhnlich auf den Rücken verschränkt hielt, wenn nicht bei einer besonders scharfen Frage die linke plötzlich vorschoss, um sich mit ausgestrecktem Zeigefinger dem Angeklagten gleichsam ins Gewissen zu bohren.

Ausser dem Juristen befand sich im Zimmer der Protokollführer und der Kommissar Hartmuth.

Ueber dessen Vogelgesicht glied ein interessierter Zug, wie er des kleinen rot-haarigen Menschen ansichtig wurde.

Maass sah den Kommissar seinerseits auch an und wurde von Hass und Furcht erfüllt . . . Dieser Mensch besass eine Gewandtheit sondergleichen, scheinbar ganz unwichtige Umstände aus dem An-



geklagten herauszuholen, sich ihre Richtigkeit von dem nichts ahnenden noch extra bestätigen zu lassen, und sie dann plötzlich, aneinandergliedert und mit schlüssigen Bemerkungen durch ihn selbst versehen, zu einem ganzen Netz von Verdachts- und Beweisgründen zusammenzufügen.

Allred Maass fühlte das und sah sich aufs äusserste vor bei jedem Wort, das er sprach. Und doch gelang es dem Kommissar immer wieder, ihm Dinge zu entlocken, die Maass dann mit ängstlichem Eifer zurücknehmen wollte, wodurch er sich in Widersprüche verstrickte und sich ohne Grund den Anschein gab, als leugnete er.

«Sie sind also an dem bewussten Nachmittag kneipen gegangen?» fragte der Untersuchungsrichter, der selbst dem Fenster den Rücken zukehrte, während auf des Rothhaarigen Angesicht das helle Tageslicht fiel.

Maass nickte.

«Dann sind Sie nach Hause gegangen und haben sich schlafen gelegt?» fragte der Amtsgerichtsrat weiter.

«Ja.»

«Darf ich mal dem Angeklagten eine Frage vorlegen, Herr Amtsgerichtsrat?» warf der Kommissar ein.

Dr. Birkner machte nur ein zustimmendes Zeichen, im allgemeinen hielt er seine Autorität für ausreichend.

«Maass», sagte der Kommissar und seine Stimme bekam jenen eindringlichen, beinah beschwörenden Ton, der den armen kleinen Kerl ganz rot werden liess vor Aerger.

«Sagen Sie mal, besinnen Sie sich doch mal ganz genau darauf, wann sind Sie an dem Abend nach Hause gekommen?»

«Das weiss ich nicht!» erwiderte der Angeschuldigte trotzig.

«So, na anfänglich haben Sie doch aber gesagt, es wäre spätestens um zehn Uhr gewesen.»

Maass zuckte die Achseln, innerlich erbot, dass er nicht sagen konnte, warum er damals gerade «zehn Uhr» angegeben hatte.

«Sie sind, wie Sie jetzt sagen, betrunken gewesen — es wäre also tatsächlich nicht gut möglich, sich noch heut so genau zu erinnern! — und dabei wollen sie sich die Nase gestossen haben, davon soll das Blut an Ihren Manschetten herrühren . . . ist es nicht so?»

Maass sagte gar nichts.

«Dann ist es doch aber sehr auffällig, dass gerade nur die eine Manschette, wahrscheinlich die an der rechten Hand die Blutlecke aufweist?»

Maass hob wieder nur die Schultern. Und nach zwei Minuten, als es ihm einfiel, dass dies ja ganz natürlich wäre, da er sicher mit der rechten Hand nach der blutenden Nase gegriffen hatte — als ihm das einfiel, fragte Hartmuth schon wieder so knifflig, dass Maass sich zusammennehmen musste, um ja nichts zu sagen, woraus man ihn wieder ein Glied zur Kette hätte schmieden können.

«Sagen Sie mal, Maass», meinte der Kommissar, rasch weitersprechend, denn es lag ihm daran, dem Angeschuldigten keine Zeit zu «Ausreden» zu lassen.

«Wenn jemand Nasenbluten hat, dann ist doch nicht bloss vorne gerade an der Manschette ein blutiger Rand, denn dann müsste ja das Nasenbluten sofort wieder aufgehört haben, das wäre sozusagen ein Nasenbluten auf Bestellung! . . . Sondern man nimmt ein Taschentuch, irgend einen Lappen, der natürlich auch blutig wird! Aber davon ist bei Ihnen nicht das geringste gefunden worden! — wie erklären Sie das?»

«Schr einfach», sagte Maass, dessen Mut und Schlagfertigkeit sich an dem allzu selbstsicheren Wesen des Kommissars scharf schliffen, «die Nase hat mir, da ich wahrscheinlich in meiner Bezechtigkeit irgendwo angerannt bin, eben nur ein paar Sekunden geblutet. Ich habe halb unbewusst danach hingefasst und mir dabei die Manschetten rot gemacht.»

«Nein, nur die eine, bitte! nur die eine!»

«Na ja, nur die eine! . . . Wenn ich bloss mit einer Hand hinfasse, so kann ich sie mir doch nicht alle beide schmutzig gemacht haben!»

«Ich wünsche einen etwas bescheideneren Ton, Angeschuldigter!» mischte sich Dr. Birkner jetzt sehr scharf in die Unterredung.

Aber Maass war wieder einmal zu Ende mit seiner Selbstbeherrschung.

«Mir is das ganz egal, Herr Untersuchungsrichter! Meinetwegen machen se, was se wollen! Wenn das noch lange so weitergeht, dann antwort' ich überhaupt nicht mehr!»

Der Untersuchungsrichter warf einen Blick zu Hartmuth hinüber, als wollte er sagen: «Siehst du, was du mit deinen Fragen erreichst?» — Zu Maass gewandt, sagt er mit etwas milderer Strenge:

«Jedenfalls dürfen Sie keinen Augenblick vergessen, wo Sie sich hier befinden . . . hm . . . hm . . . nu sagen Sie mir doch mal aufrichtig Ihre Meinung: Wer hat nach Ihrer Ansicht den Mord vollbracht?»

«Wie soll ich denn das wissen, Herr Untersuchungsrichter! Ich jedenfalls nicht!»

«Das würden wir Ihnen ja auch sehr gerne glauben, wenn wir nur irgend eine plausible Erklärung dafür fänden oder von Ihnen bekämen, wo Sie sich an dem fraglichen Tage zwischen 2 und 5 Uhr aufgehalten haben. Um diese Zeit ist der Mord geschehen, das hat der Sektions- resp. der Befund des Mageninhalts der Toten evident erwiesen . . . Aber Sie behaupten, Sie wissen nicht, wo Sie währenddem gewesen sind?»

«Doch! Doch, Herr Untersuchungsrichter! . . . Das weiss ich! Ganz genau weiss ich das! Ich bin umhergelaufen! Wir hatten uns Vormittags im Bureau gezankt, Marquardt und ich. Und da konnt' ich den Menschen nicht mehr seh'n! . . . Ich wäre verrückt geworden, wenn ich 'n an dem Tage nochmal hätte sehen müssen!»

«Also, dass Sie wütend waren auf Ihren Kollegen, das geben Sie jetzt zu?»

Ueber Maass kam eine grosse Verwirrung . . . Ja, hatte er denn das schon jemals geleugnet, er erinnerte sich doch gar nicht! . . .

Aber der Untersuchungsrichter, der diese Taktik gern befolgte, um verstockte Angeklagte aus ihrer Gedankenbeherrschung herauszubringen, fragte schnell weiter:

«Sie sind also so voller Wut gegen Marquardt umhergelaufen, dass Sie schliess-

lich, wie von einem Magnet angezogen, in die Nähe seiner Wohnung gekommen sind, nicht wahr?»

Maass schüttelte den Kopf.

«Sie sind nicht dort gewesen? . . . so? . . . wenn wir Ihnen nun Leute gegenüberstellen, einwandsfreie Zeugen, die bekunden werden, dass sie Sie an dem fraglichen Tage, zu der inkriminierten Zeit dort gesehen haben?» —

Der Untersuchungsrichter hatte trotz aller Anstrengungen solche Leute bisher nicht ausfindig machen können. Aber es schien ihm, als ob Maass diese schon mehrfach gestellte Frage sehr nahe ginge. Deshalb tat Dr. Birkner so, als hätte er diese Zeugen in Wirklichkeit zur Verfügung.

«Ich war nicht da.»

Aber des Untersuchungsrichters feines Ohr, das leider nur den Ton der Schuld so sicher, niemals aber den der Unschuld aus der Stimme eines Angeklagten vernahm, hatte recht gehört.

Maass war dort gewesen. Die Sehnsucht nach der entrissenen Geliebten hatte ihn wirklich dort hinausgetrieben nach dem Norden . . . In dem törichten Glauben, sie vielleicht zu sprechen, vielleicht auch nur ihr Angesicht für einen Augenblick hinter einem Fenster ausleuchten zu sehen, hatte er sich da hinausbegeben, unglücklich, elend, mit der Welt um sich zerfallen . . . Sie hatte er nicht gesehen, aber auch keinen Bekannten, der ihn hätte verraten können, hatte er dort getroffen, trotzdem er wohl eine Stunde vor ihrem Hause auf und ab patrouilliert war . . . Im tiefsten Herzen zitterte er, dass doch vielleicht jemand ihn beobachtet haben und jetzt mit seiner Wissenschaft vortreten könnte, aber er glaubte es nicht . . . «Wenn wirklich so ein Zeuge vorhanden wäre,» rechnete er, «so würden sie sich hier wahrlich nicht genieren und ihn mir gegenüber stellen!»

Der Untersuchungsrichter beobachtete seinen Mann, wie eine Schlange das Kännchen belauert, das sie gleich umstricken wird.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisches.

Eine feine Sorte. «Sie haben dem Gerichtsvollzieher eine Cigarre angeboten! Jedenfalls wollten Sie ihn damit bestechen?» — «Keine Ahnung. Rächen wollt' ich mich an ihm!»

Der Lebensmüde. Eine Dame geht im Walde spazieren und findet an einem Baume hängend, mit einem Strick um den Leib, einen Mann. Sie ruft ihm zu: «Aber, lieber Mann, was machen Sie denn da?» — «Ach, sehen Sie, meine Guteste, ich hab's Leben satt. Meine Frau ist mir davongelooft, das Verdienst is doch knapp, ich will mich uffhängen.» — «Aber, lieber Mann, wenn man sich hängen will, bindet man den Strick doch um den Hals und nicht um den Leib!» — «Ja, das habe ich doch schon versucht, aber da konnt' ich ähm keene Luft kriegen!»

Im Zweifel. Förster (der bei einem Gange durch den Wald überall den Boden aufgewählt findet): «Jetzt wass i net war da a Wildsau in der Näh' oder a Botaniker!»

Ueberflüssig. Vater zu seinem Sohn, einem Studenten): «Schreibst du dir ein bischen auf, was du monatlich verbrauchst?» — Sohn: «Ach, Papa, das besorgen schon andere!»